

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

36. JAHRGANG / NR. 146

חנוכה תשפ"ב

29. NOVEMBER 2021





Chanukka in Berlin.

Foto: © F. Butzmann

STOLPERSTEINE MILTENBERG

In der Mainstraße wohnten

BELLA HESS
JG. 1923
DEPORTIERT 1941
RIGA
ERMORDET

NANNY HESS
GEB. FREUDENBERGER
JG. 1896
DEPORTIERT 1941
RIGA
ERMORDET 24.8.1943

SIEGFRIED HESS
JG. 1930
DEPORTIERT 1941
RIGA
ERMORDET

Unser Titelbild: Buch-Cover Megillat Chanukka von Chagi Ben Arzi. Siehe dazu auch unseren Beitrag auf Seite 5.

Bilder Rückseite: Nr. 1: Kulturpolitikpreis für Dr. Schuster, links Jutta Schuster, © Deutscher Kulturrat / Jule Roehr. Nr. 2: Die Sulzbacher Tora wird in die Amberger Synagoge gebracht. © Petra Hartl Oberpfalz Medien. Nr. 3: Das Hochzeitspaar, siehe dazu Seite 26, © privat. Nr. 4: Urkunde zur Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, © Bundesregierung Jeco Denzel. Nr. 5: Hochzeitsparty, © privat. Nr. 6: Archivleiter Dr. Ittai Joseph Tamari, © berebild. Nr. 7: Blick ins Zentralarchiv in Heidelberg, © Zentralrat der Juden/Gregor Zielke.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

der Deutsche Koordinierungsrat (DKR) der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ist die Dachorganisation der örtlichen Gesellschaften. Er vergibt in jedem Jahr zur Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit“ an besonders verdiente Persönlichkeiten die Buber-Rosenzweig-Medaille. Im vergangenen Jahr erhielt Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel diese besondere Auszeichnung. Sie konnte aber wegen der Pandemie nicht übergeben werden. Das wurde in diesem Sommer im kleinen Kreis im Bundeskanzleramt von den drei DKR-Präsidenten nachgeholt. Ich habe, und das sehr gerne, die Laudatio auf Frau Dr. Merkel gehalten (siehe Seite 18 in diesem Heft).

Mir war dabei besonders wichtig, ihr Eintreten für fundamentale jüdische Belange deutlich zu machen. Da gab es im Bereich „Religionsfreiheit“ nach einem unseligen Urteil des Kölner Landgerichts im Jahre 2012 eine ärgerliche öffentliche Debatte über die halachisch vorgeschriebene Brit Mila. Die Bundeskanzlerin hatte damals unsere religiösen Bedürfnisse sofort verstanden und sich, neben anderen, erfolgreich dafür eingesetzt, dass der Bundestag kein Gesetz verabschiedet, das die Beschneidung als Körperverletzung eingestuft hätte.

Unvergessen ist auch ihr Besuch des israelischen Parlamentes. „Die historische Verantwortung Deutschlands“, sagte sie dort in ihrer Rede, sei Teil der Staatsräson ihres Landes. „Das heißt, die Sicherheit Israels ist für mich als deutsche Bundes-



kanzlerin niemals verhandelbar.“ Ihr historisches Verantwortungsbewusstsein und ihre Solidarität mit Israel waren ebenfalls zu spüren, als Bundeskanzlerin Angela Merkel 2012 die Ratsversammlung des Zentralrats besuchte.

Auch ihr Verständnis, dass der Antisemitismus eine bedrohliche Gefahr für die Demokratie darstellt, hat überzeugt. Als wir ihr nach der Bundestagswahl 2017 vorschlugen, einen Antisemitismus-Beauftragten zu berufen, ist sie unserem Vorschlag gefolgt. Seitdem hat der Anti-

semitismus als Gefahr einen höheren Stellenwert in der öffentlichen Debatte und einige Bundesländer sind diesem „Vorgehen“ mit ländereigenen Antisemitismus-Beauftragten gefolgt.

Ganz persönlich möchte ich noch anmerken, dass ich Frau Dr. Merkel im direkten Gespräch immer als sehr interessiert, als nachfragend und zuhörend erlebt habe. Und diese Wertschätzung der Bundeskanzlerin hat mich stark beeindruckt.

Erwähnen möchte ich noch kurz, dass Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier vor wenigen Tagen, und leider zu spät für eine angemessene redaktionelle Würdigung, in New York die Leo-Baeck-Medaille des Leo-Baeck-Instituts erhalten hat. Zu dieser Auszeichnung möchte ich dem Bundespräsidenten ganz herzlich gratulieren.

Und ja, als Arzt möchte ich sagen: Impfen ist ganz wichtig. Es hilft wirklich allen Menschen, die Pandemie zu beherrschen.

Bleiben Sie gesund und achten Sie auf sich, auf Ihre Familie und auf alle Menschen in Ihrer Umgebung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein frohes Fest,

CHAG CHANUKKA SAMEACH

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Chanukka 5782

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4
Antiochus und der Makkabäeraufstand
Von Yizhak Ahren 5

Kultur

Das jüdische Archiv
Von Benno Reicher 6
Kulturpolitikpreis für Schuster 8
Jüdisches Museum Berlin 10
Jüdisches Museum Frankfurt 11
Mehr als Steine
Von Benno Reicher 12
Gedenkstättenarbeit sichern 14

Nachrichten aus Frankreich

Elie Korchia
Von Gaby Pagener-Neu 15

Dokumentation

Buber-Rosenzweig-Medaille
Laudatio von Dr. Josef Schuster
auf Bundeskanzlerin Angela Merkel . . 18
Rede von Bundeskanzlerin Merkel
zur Verleihung der Ehrendoktorwürde
des Israel Institut of Technology 20

Bayern

DenkOrt Deportationen –
zweite Eröffnung 22
Sulzbacher Tora 23
Synagoge Reichenbachstraße 24
Eine Traum-Chassene 26

Aus den jüdischen Gemeinden

in Bayern 28

Buchbesprechungen 37

Russischer Beitrag 43

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
authentisch bayerisch jüdisch

Redaktionsleitung: Benno Reicher,
Vorländerweg 25, 48151 Münster,
Telefon 0251-7475546
www.bayerisch-jüdisch.de
redaktion@berejournal.de

Wir erscheinen im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka

In dieser Ausgabe mit Beiträgen von
Rab. J. Berger, Yizhak Ahren, Angela
Genger, Daniel Hoffmann, Regina Kon,
Gaby Pagener-Neu, Benno Reicher, Josef
Schuster und Priska Tschan-Wiegelmann

Herausgeber: Landesverband Israelitischer
Kultusgemeinden in Bayern

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Inh. Martin Höhn, Gottlieb-Daimler-Str. 14,
69514 Laudenbach

CHANUKKA

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Die Christen beginnen am 24. Dezember ihre Weihnachtsfeiertage, wir Juden dagegen begehen Chanukka. Sowohl Christen wie auch Juden feiern mit Licht, Freude und Geschenken.

Wir stecken die Chanukkalichter in dem achttarmigen Leuchter, Chanukkija genannt, an. Diese Lichter, die wir acht Tage lang mit Segenssprüchen und Gesängen anzünden, erinnern uns an den Kampf der Makkabäer im 2. Jahrhundert vor der Zeitrechnung. Die Söhne Matitjahus, des alten Priesters, wie auch ihre Anhänger aus dem einfachen Volk, wollten ihre jüdische Lebensart, gegründet auf den Geboten der Tora, in ihrem Heimatland sichern. Gerade deswegen bekamen sie mit den hellenisierten Machthabern, die ihr Land besetzten, Schwierigkeiten.

Mehr als tausend Jahre danach, schilderte der mittelalterliche Gelehrte und Philosoph Maimonides diese historische Epoche: „Zur Zeit des zweiten Tempels in Jerusalem führten die aus dem damaligen Syrien stammenden hellenistischen Herrscher judenfeindliche Gesetze ein. Sie verboten unter ihrer Herrschaft die Ausübung jeglicher Formen der althergebrachten Gebote des jüdischen Volkes. Sie führten eine Herrschaft der Willkür anstelle der Gebote der Tora ein.

Sie entführten jüdische Kinder, um sie zu hellenistischen Kämpfern in den Arenen zu erziehen. Sie raubten nicht nur die Güter der jüdischen Einwohner, sondern schreckten auch nicht vor dem Heiligtum der Israeliten in Jerusalem zurück. Sie brachen in den Tempel ein und plünderten

seine goldenen und silbernen Kultgeräte. Durch das Aufstellen von griechischen Götzenbildern und Statuen im Tempel verunreinigten sie ihn für den Kult der Israeliten.“ So die nüchterne Beschreibung des klassischen Gelehrten Maimonides. Ein ähnliches Vorgehen hatte es im Heiligen Land seit der Unterwerfung durch das Babylonische Reich von Nebukadnezar im 6. Jahrhundert vor der Zeitrechnung nicht gegeben. Im Gegenteil, die Griechen, insbesondere Alexander der Große, der vor mehr als 2500 Jahren lebte, sind den Juden, ihrem Land und ihrer Religion mit großem Respekt und gebührender Toleranz begegnet.

Aus dieser respektvollen Begegnung zweier bedeutender Kulturen der Antike erwuchsen zahlreiche große Werke. Daher traf die Brutalität der syrischen Eroberer und Plünderer die Israeliten unvorbereitet. Das gesamte Volk, außer einigen Hellenisten, kollaborierende Juden, hat schweres Leid auf sich nehmen müssen. Maimonides summiert die nachfolgenden Begebenheiten so: „Als die Unterdrückung unerträglich wurde, erbarmte sich Gott über sein Volk. Die rettende Hilfe kam von den Söhnen der Priesterfamilie der Haschmonäer. Sie führten den bewaffneten Kampf gegen die Eindringlinge. Als eine Vollendung ihres Freiheitskampfes wollten sie den Tempel von Jerusalem und den Altar wieder ihrer Bestimmung übergeben.

Jedoch als sie den Tempel von den Götzenbildern gereinigt hatten, fanden sie nur ein kleines Krüglein Öl, das für einen Tag gereicht hätte, um die Menora, den Tempelleuchter zu entzünden. Dennoch brannte das Licht acht Tage lang. So lange dauerte es nämlich, bis man wieder

reines Olivenöl herstellen konnte. Aus Freude über den wiederingeweihten Tempel ordneten die damaligen Gelehrten an, acht Tage lang, alle Jahre wieder, Lichter anzuzünden und die biblischen Lobgesänge der Psalmen ertönen zu lassen. Diese Tage wurden Channukat Hamisbeach, d.h. Wiedereinweihung des Altars, genannt.

Die späteren Geschlechter sahen im Kampf um die jüdische Lebensform vornehmlich eine geistige, ideologische Anstrengung. Nicht die physische Kraft oder der Machtkampf hinterließen in der Erinnerung der Israeliten tiefe Spuren, sondern die Genugtuung, dass es gelungen war, den Rahmen des selbständigen jüdischen Lebens im eigenen Land zu sichern. Der Kampf der Makkabäer wurde nicht als ein Eroberungskrieg geführt, um fremde Gebiete zu unterwerfen, sondern nur um der jüdischen Lebensart in Freiheit huldigen zu können.

Die jüdische Tradition datiert die Tempelweihe auf den 25. Tag des jüdischen Monats Kislew. Bis heute beginnt in der jüdischen Welt das Fest an diesem Tag. Jung und Alt, Männer und Frauen zünden beseelt nach dem Sprechen der Segenssprüche die Lichter an. Acht Tage lang, an jedem Tag ein Licht mehr. Am ersten Schabbat-Tag des Chanukka-Festes bildet die prophetische Schriftlesung in der Synagoge einen Abschnitt aus den Werken des Propheten Sacharja (4:1–4). Der Prophet verwendet hier die Form einer Parabel. Der Bote des Herrn fragte ihn: „Was siehst du?“ Er erwiderte: „Ich sehe einen Leuchter aus reinem Gold ... und sieben Lampen darauf, je sieben Röhren zu den sieben Lampen oben darauf, und zwei Ölbäume daran ...“ – „Was bedeuten diese, mein Herr?“ – Er erwiderte: „Das Wort Gottes an (Gouverneur) Serubabel: Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, – spricht der Ewige, der Herr aller Geschöpfe ...“

Von dieser Lektüre ausgehend, wollten die jüdischen Gelehrten nicht den Sieg oder den Helden in den Mittelpunkt der Gedankenwelt des Chanukkafestes stellen, sondern vielmehr das Wunder. Siege oder Niederlagen der Heeresführer werden in Vergessenheit geraten, jedoch jene Lichter der Chanukkija, die acht Tage lang Licht in die Dunkelheit strahlen und die Freude des Überlebens verbreiten, sie sind unendlich tief in unserer Seele verankert.



© Rab. Y. Deusel

Antiochus und der Makkabäeraufstand

Eine Betrachtung zu Chanukka von Yizhak Ahren

Sowohl am Purim- als auch am Chanukka-Fest wird in das zentrale Achtzehngebet der Abschnitt „Al Hanissim“ (Für die Wunder) eingeschaltet. Nach einem gemeinsamen Einleitungssatz wird das Wunder von Purim beziehungsweise Chanukka kurz und prägnant beschrieben. Wer etwas mehr über die Purim-Geschichte wissen möchte, der kann die Megillat Esther studieren, die an Purim sogar zweimal in der Synagoge verlesen wird. Ein Buch, das die Chanukka-Geschichte erzählt, findet man aber im Tenach nicht.

Um die spürbare Lücke zu schließen, hat vor langer Zeit ein frommer Mann die Megillat Antiochus (Antiochus Rolle) verfasst, und zwar in aramäischer Sprache. Den Namen des Autors kennen wir nicht und wir wissen nicht einmal, in welchem Jahrhundert er gelebt hat. Die Forscher sind sich nicht einig, ob die Megillat Antiochus schon im dritten oder erst im achten Jahrhundert der üblichen Zeitrechnung verfasst wurde.

Die Megillat Antiochus war in gewisser Weise jahrhundertlang ein Bestseller, der ins Hebräische und in andere Sprachen übersetzt wurde; ins Deutsche sogar mehrfach. Hugo Herrmanns Übertragung ins Deutsche findet man in der immer noch lesenswerten Anthologie „Maoz Tzur. Ein Chanukka-Buch“ (Berlin 1918). Eine Kuriosität teilte Seligmann Isaac Bär

mit: Ein gewisser Bär Frank aus Preßburg hatte eine in Venedig 1548 veröffentlichte Übersetzung von Megillat Antiochus ins Deutsche gesehen und nicht ahnend, dass eine hebräische Fassung dieses Textes längst vorliegt, eine weitere Übersetzung in der Sprache der Heiligen Schrift angefertigt und 1806 publiziert.

Im seinerzeit in Deutschland populären Siddur „Avodat Israel“ (Rödelheim 1868, nachgedruckt in Tel Aviv 1957) sind die 74 hebräischen Verse von Megillat Antiochus abgedruckt. Der Abdruck dieses Textes war dem Herausgeber wichtig, denn früher war es in manchen Gemeinden üblich, an Chanukka Megillat Antiochus in der Synagoge vorzutragen. Freilich gab es unterschiedliche Minhagim: in einem Ort las man die Antiochus-Rolle nach der Haftara am Schabbat-Vormittag, anderswo nach dem Mincha-Gebet am Schabbat von Chanukka.

Unumstritten ist die Tatsache, dass es keine halachische Verpflichtung gibt, die Antiochus-Rolle vorzutragen – dies geschieht freiwillig zur Bekanntmachung des Wunders. Anzumerken ist, dass in unserer Zeit die Megillat Antiochus nur noch in sehr wenigen Synagogen gelesen wird. Daher ist diese Rolle heute in vielen jüdischen Kreisen kaum bekannt.

Forscher haben festgestellt, dass der Autor von Megillat Antiochus kein Historiker war, auf dessen Mitteilungen man sich ver-

lassen kann. So schreibt er z.B., dass die Religionsverfolgung, die den Makkabäeraufstand auslöste, im 23. Jahr der Herrschaft von Antiochus begann; in Wirklichkeit regierte der seleukidische König nur elf Jahre (175 bis 164). Ferner sind einige seiner Angaben unvereinbar mit den Berichten im Ersten Makkabäer-Buch und im Zweiten Makkabäer-Buch. Die Megillat Antiochus will Wundergeschichten und Halachot von Chanukka bekanntmachen, diese Rolle sollte nicht als eine historische Quelle betrachtet werden.

An dieser Stelle möchte ich notieren, was mir beim wiederholten Lesen von Megillat Antiochus aufgefallen ist. An mehreren Stellen hat mich der Text an die Megillat Esther erinnert; der Autor hat ungewöhnliche Formulierungen benutzt, die in der anderen Rolle stehen. Nur zwei Beispiele seien hier angeführt: Antiochus greift offensichtlich ein Argument von Haman auf: „Des Königs Gesetze vollbringen sie (die Juden) nicht, und es frommt dem König nicht, sie zu tolerieren“ (Esther 3,8). In der Megillat Antiochus wird eine Belohnung in Aussicht gestellt, die in der Megillat Esther als Ehrung vorgeschlagen wurde: „Man bringe das Königsgewand ... und das Pferd, auf dem der König reitet“ (Esther 6,8). Sind diese Parallelen nur Zufall? Das halte ich für sehr unwahrscheinlich. Indem der Verfasser von der Megillat Antiochus mehrere Sprachwendungen verwendet, die in einer bekannten biblischen Rolle vorkommen, will er aufmerksame Leser zum Nachdenken bringen. Das Purim-Wunder ist anders geartet als das Chanukka-Wunder – aber doch gibt es gemeinsame Züge.

Eingangs habe ich bemerkt, dass die Megillat Antiochus geschrieben wurde, um eine verspürte Lücke zu schließen. Nun, da heutzutage an Chanukka keine die Ereignisse schildernde Rolle in der Synagoge vorgelesen wird, taucht das alte Problem wieder auf: Wie kann jemand sein Wissen über den Makkabäeraufstand vertiefen?

Vor einigen Jahren hat der israelische Autor Chagi Ben Arzi ein instruktives Büchlein für das breite Publikum und für den Schulunterricht veröffentlicht – „Megillat Chanukka“ (Jerusalem 2006) –, das wissenschaftlich fundiert ist und ausdrücklich die Funktion von Megillat Antiochus übernehmen soll. Dieses schön aufgemachte hebräische Lehrbuch enthält acht Kapitel, sodass der interessierte Leser an jedem der acht Chanukka-Tage Neues über die Entwicklung des Makkabäeraufstands erfahren kann.



Chanukka-Traditionen Lattkes und Dreidel-Spiel.

© Mare-Bild

Das Jüdische Archiv

Von Benno Reicher

HEIDELBERG Drei Rabbiner, Andreas Nachama, Avichai Apel und Zsolt Balla, begleiteten mit ihren Brachot und einem Schehechejanu Mitte September den Festakt zur Einweihung der neuen Räumlichkeiten für das „Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland“. 1987 gründete der Zentralrat der Juden das Archiv, das seitdem Akten der Jüdischen Gemeinden sowie Literatur über das Judentum in Deutschland sammelt. Hinzu kommen wertvolle Dokumente aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus und der Shoa. Angesiedelt war das Archiv bisher in der Heidelberger Innenstadt in der auch vom Zentralrat gegründeten „Hochschule für Jüdische Studien“. Für das seit der Gründung ständig wachsende Archiv waren die Arbeitsbedingungen in der Hochschule aber mittlerweile in den dort beengten Verhältnissen zu schwierig geworden, zumal auch Archivbestände ausgelagert werden mussten. Die neuen Räume des Archivs, die Magazine, der Lesesaal und die Büros der Mitarbeiter liegen jetzt in einem ehemaligen Gewerbegebiet unweit des Heidelberger Hauptbahnhofs.

Die neuen Räumlichkeiten sind hell, wirken einladend und sie sind großzügig bemessen für das weiter wachsende Archiv. Die Archivalien füllen schon jetzt viel mehr als 2000 Regalmeter. Aber ausreichend Platz für zukünftige Wachstum ist vorhanden und der Archivdirektor Dr. Ittai Joseph Tamari wird ihn brauchen, wenn

er mit seinen Plänen erfolgreich sein wird. Tamari möchte zunächst nicht mehr benötigte ältere Verwaltungsakten und anderes Archivgut der jüdischen Gemeinden, Organisationen und Vereine vor der Vernichtung „sichern“, aufarbeiten und katalogisieren. Nur so kann das Material zu Forschungszwecken zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus ist er natürlich auch an allen anderen „Überlieferungen“ in Form von Akten und Dokumenten, von Zeitungen und anderem Schriftgut interessiert.

Seinen Sammlungsgegenstand will er zeitlich nicht einschränken, aber ein Schwerpunkt ist schon der Aufbau der Gemeinden nach 1945, denn er befürchtet zu Recht, dass wichtige Dokumente mangels archivalischer Fachkenntnisse verloren gehen könnten. Deshalb sucht er das persönliche Gespräch mit den Verantwortlichen in Gemeinden und Institutionen, er geht auf sie zu und seine Mitarbeiter holen das Archivgut auch ab.

Er habe auch die Erfahrung gemacht, sagt er im Gespräch, dass die Übernahme des Materials durch sein Archiv für die Gemeinden und Verbände sehr entlastend sei. Sie könnten sicher sein, dass ihre Akten fachgerecht aufbewahrt würden und sie hätten Platz gewonnen. Der Archivdirektor und seine Mitarbeiter sind freundliche und offene Menschen. Ihnen kann man gerne seine „Archivalien“, auch thematisch relevante „Privatsammlungen“ anvertrauen.



Auf diesem Gelände der ehemaligen Tabakfabrik Landfried ist auch das Archiv untergebracht.

Dank finanzieller Förderung durch das Bundesinnenministerium konnte das Archiv unter der Leitung von Dr. Tamari in den vergangenen Jahren personell ausgebaut werden sowie die Erstellung von Findbüchern und die Digitalisierung der Bestände vorantreiben. Damit soll das Zentralarchiv auf ein Niveau mit Bundes- und Landesarchiven gebracht werden.



Archivleiter Dr. Tamari.

Fotos (4): © Zentralrat der Juden/Gregor Zielke



Jetzt sind die Bestände adäquat untergebracht und langfristig gesichert. Dies alles würdigte der Zentralrat der Juden in Deutschland mit dem Festakt im neuen Archiv in Heidelberg.

„Das Zentralarchiv birgt einen Schatz: das Gedächtnis der jüdischen Gemeinden“, sagte Zentralratspräsident Dr. Schuster in seiner Einweihungsrede. Das Archiv sei gleichermaßen ein Ort der Selbstvergewisserung wie der Bildung. Für die jüdische Gemeinschaft sei es wichtig, die Geschichte der jüdischen Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg zu kennen. „Noch mehr am Herzen liegt es mir allerdings, dass sich die nichtjüdische Umgebung damit befasst“ (die komplette Rede von Dr. Schuster dokumentieren wir in einem weiteren Beitrag).

Für das Bundesinnenministerium, das das Archiv maßgeblich finanziell fördert, kam Staatssekretärin Anne Katrin Bohle zur Eröffnung nach Heidelberg. Sie war in einer früheren Funktion in dem Kölner Archiv-Einsturz von 2009 involviert und hatte persönlich erlebt, wie dramatisch der Verlust von „Überlieferung“ ist. „Unsere Kenntnisse vom jüdischen Leben in Deutschland sind von vielen Lücken geprägt“, erklärte sie. „Das liegt auch daran, dass es lange keine nennenswerten Bemühungen gab, Zeugnisse jüdischer Zeitgeschichte zu sammeln und so auch Quellen zu haben, die Geschichtsschreibung und Reflexion ermöglichen.“



Archiveröffnung, von links: Prof. Barbara Traub, Präsidiumsmitglied des Zentralrats, Staatssekretärin Anne Katrin Bohle und BW-Wissenschaftsministerin Theresia Bauer.

Eine besondere Nähe zum Zentralarchiv hat Baden-Württembergs Ministerin für Wissenschaft und Kunst, Theresia Bauer. Sie hat „um die Ecke“ ihr Wahlkreisbüro. Es freue sie, mit dem Zentralarchiv einen so spannenden neuen Nachbarn zu bekommen. „Ich finde, das Archiv passt genau hierher“, sagte Theresia Bauer. „Dieses neue Wahrzeichen befindet sich hier im Landfriedkomplex in einem hoch innovativen und kreativen Umfeld.“ Und sie ergänzte weiter: „Mit den neuen Räumlich-

keiten für das Zentralarchiv entsteht auch ein neues Wahrzeichen für die jüdische Kultur mitten in der Stadt Heidelberg.“ Archivdirektor Dr. Tamari will auch die Zusammenarbeit mit Archiven auf Landes- und Bundesebene intensivieren. Michael Hollmann, Präsident des Bundesarchivs, auch Gast der Veranstaltung, sicherte dem Zentralarchiv seine Unterstützung zu. Er beglückwünschte den Zentralrat und das Archiv und bemerkte, es sei klug, das eigene Gedächtnis zu pflegen.

Grußwort von Dr. Josef Schuster beim Festakt zur Einweihung des Zentralarchivs am 14. September 2021 in Heidelberg

HEIDELBERG Wer heute eine Umfrage zum jüdischen Leben in Deutschland macht, wird auf zwei Phänomene stoßen: Die meisten Bürger schätzen die Zahl der hier lebenden Juden um mindestens das Zehnfache höher als sie ist. Und sie haben keine Ahnung, wie nach der Shoa überhaupt wieder jüdische Gemeinden in Deutschland entstanden sind.

Und wer dann noch nach einem Ereignis in Zusammenhang mit Juden in Deutschland fragt, wird sehr häufig als Antwort hören: die Reichspogromnacht 1938. Denn mit Juden wird am ehesten die Shoa assoziiert, obwohl das Wissen über die Shoa in der Breite der Bevölkerung ziemlich gering ist. Doch dass 1938 die Synagogen brannten, ist recht vielen Menschen bekannt.

Mal abgesehen davon, dass nicht nur die Synagogen brannten, ist ein Faktum selbst vielen Menschen neu, die über das Jahr 1938 mehr wissen als der Durchschnitt: 1938 wurden praktisch alle jüdischen Archive in Deutschland von der Gestapo beschlagnahmt. Das gilt für Archive einzelner Gemeinden ebenso wie

für das damalige „Gesamtarchiv der deutschen Juden“.

Die Nationalsozialisten wollten sämtliche Spuren jüdischen Lebens vernichten. Der Bedeutung von Archiven waren sie sich durchaus bewusst. Außerdem nutzten sie die personengebundenen Akten für die Verfolgung von Juden.

Dass das Judentum in Deutschland viel mehr ist als die Shoa, das würdigen wir mit dem Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Und es freut mich ganz außerordentlich, dass wir genau in diesem Festjahr die neuen Räume des Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland einweihen können. Die neuen Räume stehen auch für die Neuaufstellung des Archivs. Das Zentralarchiv birgt einen Schatz: das Gedächtnis der jüdischen Gemeinden. Es verwahrt – wie sein Leiter, Herr Tamari, es einmal ausgedrückt hat – die „jüdische Existenz im Nachkriegsdeutschland“. Das Zentralarchiv ist gleichermaßen ein Ort der Selbstvergewisserung wie der Bildung. Eine gefestigte jüdische Identität bildet sich nur, wenn man seine Geschichte

kennt. Wer waren die Gründer der jüdischen Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg? Womit hatten sie zu kämpfen? Wie gelang es ihnen, mit, wenn ich es so nennen darf, zertrümmerten Seelen und in einem zertrümmerten Land diesen Aufbauwillen zu entwickeln?

Hier im Zentralarchiv finden sich zum Beispiel Dokumente der DP-Camps und viele weitere Schätze, die das Wunder des Wiederaufbaus jüdischen Lebens widerspiegeln. Für die jüdische Gemeinschaft selbst ist es wichtig, diese Geschichte zu kennen. Noch mehr am Herzen liegt es mir allerdings, dass sich die nicht-jüdische Umgebung damit befasst.

Ich habe Ihnen eingangs geschildert, wie gering die Kenntnisse in der Bevölkerung über das Judentum sind. Die meisten haben von unserem heutigen jüdischen Leben und unseren Gemeinden keine Vorstellung. Mangelndes Wissen über eine bestimmte Gruppe von Menschen, vor allem über eine Minderheit, führt jedoch fast immer zu Vorurteilen. Dieses Phänomen mit all seinen schrecklichen Folgen zieht sich wie ein roter Faden

durch die deutsch-jüdische Geschichte. Auch heute noch gilt: Selbst wer persönlich noch nie einen Juden getroffen hat, wer sich für das Judentum eigentlich gar nicht interessiert, kennt antisemitische Vorurteile. Sie werden von Generation zu Generation weitergegeben. Das soll sich unter anderem durch das Festjahr „1700 Jahre“ ändern. Mit rund 1.500 Veranstaltungen sollen die Menschen bis ins nächste Jahr hinein mit der jüdischen Religion und Kultur vertraut gemacht werden.

Doch wir brauchen auch Orte, an denen nachhaltig dieses Wissen bewahrt und zur Verfügung gestellt wird. Orte wie das Zentralarchiv. An dieser Stelle möchte ich Peter Honigmann danken und ihm aus der Ferne meine Grüße übermitteln!

1987 gründete der Zentralrat der Juden das Zentralarchiv in Heidelberg. Erster Leiter war der ehemalige Präsident der Landesarchivdirektion in Stuttgart, Professor Eberhard Gönner. Ihm folgte 1991 Peter Honigmann, der heute aus gesundheitlichen Gründen leider nicht hier sein kann.

Um die Geschichte des jüdischen Lebens im Nachkriegsdeutschland noch besser als bisher für die Forschung und für Interessierte zugänglich zu machen, ist derzeit die Digitalisierung der Bestände in vollem Gange. Wir erhalten dabei großzügige Unterstützung durch das Bundes-

innenministerium, wofür ich Ihnen, sehr geehrte Frau Staatssekretärin, stellvertretend herzlich danke!

Erwähnen möchte ich darüber hinaus den Präsidenten des Bundesarchivs, Prof. Hollmann, und den Präsidenten des Landesarchivs Baden-Württemberg, Prof. Maier. Beide Archive haben ihr großes Knowhow zur Verfügung gestellt, um das Zentralarchiv zu professionalisieren.

Und vor allem Ihnen, lieber Herr Tamari, gilt mein Dank! Unter Ihrer Leitung wurden die Bestände enorm erweitert, ein Mitarbeiterstab aufgebaut und eine IT-Abteilung sowie eine Bibliothek begründet. Und ich weiß, dass Sie sich nicht scheuen, im Zweifelsfall selbst in einen Keller zu steigen und dann Akten in Ihr Auto zu laden, um sie nach Heidelberg zu bringen. Sie sind unermüdlich mit den Gemeinden in Kontakt. Denn unsere Gemeinden sind autonom, und leider haben bisher nicht alle erkannt, warum es nicht nur sinnvoll, sondern auch immens wichtig ist, ihre Dokumente hier in Heidelberg aufbereiten und verwahren zu lassen.

Archive speichern Vergangenes für die Zukunft. Doch nach Schätzungen von Experten landen nur fünf Prozent der Dokumente, die eine Epoche hervorbringt, in Archiven. Manches landet auch in Auktionshäusern und später in verschlossenen Privatsammlungen. Manchmal ist

auch der Umgang mit Schriftstücken durch Erben ein Problem. Die Erben Friedrich Schillers sollen angeblich seine raren Manuskripte zerschnitten haben, um sie an möglichst viele Verehrer zu verteilen.

Wertvolle Schriften, wichtige Quellen so aufzubewahren, dass damit noch nach Hunderten von Jahren gearbeitet werden kann – das ist die Kunst der Archivare und ihr Verdienst. Von dem, was bewahrt wurde und zugänglich ist, hängt unser Bild, unsere Deutung der Vergangenheit ab.

Als sich nach 1990 endlich Archive in der ehemaligen Sowjetunion für die internationale Forschung öffneten, fand sich manches Puzzleteil, um ein bis dahin lückenhaftes Bild endlich zu vervollständigen. Auch Teile des „Gesamtarchivs der deutschen Juden“ fanden sich in einem Moskauer Sonderarchiv, von dessen Existenz die westliche Welt erst 1990 erfuhr.

Ich bin sehr glücklich, dass wir für die Bestände des Zentralarchivs jetzt eine adäquate Unterbringung gefunden haben und mit dem Ausbau des Archivs so gut vorankommen. Damit verbindet sich meine Hoffnung, dass auch das Zentralarchiv dazu beiträgt, das Wissen über das jüdische Leben zu erhöhen und damit letztlich den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft zu stärken.

Kulturpolitikpreis für Schuster

BERLIN. Anfang Oktober ehrte der Deutsche Kulturrat in Berlin den Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, mit dem ersten Deutschen Kulturpolitikpreis.

Die Auszeichnung würdigt das außerordentliche kulturelle wie kultur- und bildungspolitische Engagement und die stete Dialogbereitschaft mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, die die Präsi-

dentschaft von Dr. Josef Schuster im Zentralrat der Juden auszeichnet. Darüber hinaus wird insbesondere durch das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ein deutlicher Akzent auf die Vielfalt des gegenwärtigen jüdischen Lebens in Deutschland gesetzt.

Zur Preisverleihung in der Berliner Staatsbibliothek erklärte die Präsidentin des Deutschen Kulturrates, Prof. Dr. Susanne Keuchel: „Differenz ist ein wichtiges Element, unsere Einzigartigkeit in Vielfalt erfahrbar zu machen, kulturelle Haltungen und Werte zu entwickeln. Diese Vielfalt erlebbar zu machen, in dem die eigenen Rituale anderen offen zugänglich gemacht werden und zugleich mit dieser Offenheit auch Offenheit zu zeigen für alternative Rituale und Differenz, ist der Kitt für unsere Gesellschaft und Grundlage gesellschaftlichen Zusammenhalts. Hierzu, sehr geehrter Herr Dr. Schuster, haben Sie einen wesentlichen Beitrag geleistet.“

Die Laudatio auf Dr. Josef Schuster hielt die Kulturstatsministerin Prof. Monika Grütters: „Zwar sind Sie kein Kardiologe, lieber Herr Schuster, zwar haben Sie sich in Ihrer internistischen Praxis mehr mit Magen und Darm als mit dem Herzen be-



Von links: Kulturstatsministerin Prof. Monika Grütters MdB, Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster, Kulturratspräsidentin Prof. Dr. Susanne Keuchel.

Foto: © Deutscher Kulturrat/Jule Roehr

schäftigt. Doch im Herzen der Demokratie, im demokratischen Diskurs, in der Konfrontation zwischen unterschiedlichen Lebensweisen und Weltanschauungen, entfaltet Ihr Engagement wohlthuende, ja heilende Kräfte. Heilende Kräfte, damit meine ich z. B., dass Sie dem Gift des Antisemitismus die Medizin der Aufklärung entgegensetzen: im Kultur- und Bildungsangebot des Zentralrats, aber auch in Ihren Reden und Gastbeiträgen.“

Der Preisträger des ersten Deutschen Kulturpolitikpreises ging in seiner Dankesrede unter anderem auf die Bedeutung der Erinnerungskultur ein: „Eine lebendige Erinnerungskultur und, was mir noch wichtiger ist, ein gutes Zusammenleben von Juden und Nicht-Juden wird uns nur gelingen, wenn Wissen über die deutsche Geschichte und über das gegenwärtige jüdische Leben auch bei Menschen ohne akademische Bildung vorhanden ist. Und zwar in jeder Generation.“

bere.

bpb:magazin

Wie sieht jüdisches Leben im Jahr 2021 in Deutschland aus? Im 20. Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) geht es um jüdische Identität, die deutsche Erinnerungskultur zum Holocaust, modernen Antisemitismus und wie man gegen ihn vorgeht.

Als Bürger in unserer Demokratie ganz selbstverständlich sichtbar sein: dieser Wunsch verbindet 200.000 Juden in Deutschland. Jüdisches Leben in Deutschland findet heute nicht nur in Synagogen statt, sondern auch in Schulen und Küchen, auf Bühnen und Kundgebungen.



Das laufende Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ zeigt dieses Reichtum.

In diesem Heft werden Juden gefragt, was ihre Identität ausmacht und Marina Weisband spricht über ihre Migrationsgeschichte als Kontingentflüchtling. Das Magazin stellt jüdisches Leben in Deutschland in Zahlen dar und redet Tacheles über jiddische Begriffe im Deutschen. Wie moderner Antisemitismus aussieht, erklärt der Antisemitismusbeauftragte des Landes Baden-Württemberg Michael Blume. „Das Heft wirft auch Schlaglichter darauf, wie vielseitig Juden derzeit leben, arbeiten, glauben“, schreibt bpb-Präsident Thomas Krüger im Vorwort. Diese Diversität jüdischen Lebens in Deutschland sei ein Geschenk, das keineswegs selbstverständlich sei. www.bpb.de.

Kulturministerin Monika Grütters

BERLIN. Die Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters, hat Mitte November das ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz besucht. Sie hat sowohl in der Gedenkstätte des Stammlagers Auschwitz als auch im ehemaligen Außenlager Auschwitz-Birkenau der Millionen Menschen gedacht, die dort und an vielen anderen Orten in Europa von den Nazis ermordet wurden. Außerdem hat Grütters in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz Gespräche mit den dort Verantwortlichen und jungen Gästen geführt.

Dazu erklärte die Ministerin: „Das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz war ein von Deutschen betriebenes Vernichtungslager. Es ist weltweit das Symbol für die unfassbaren Verbrechen, die von Deutschen im Zweiten Weltkrieg begangen wurden. Auschwitz zeigt, wo

hin Hass, Hetze, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit führen können. Wir werden die Millionen Jüdinnen, Juden und alle anderen Menschen niemals vergessen, die dem Rassenwahn der Nazis zum Opfer fielen.

Aus den Gräueltaten der Nationalsozialisten erwächst eine große Verantwortung für uns, jetzt und für alle Zeit. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust ist und bleibt für mich der zentrale Orientierungspunkt, von dem ausgehend wir unsere eigene Geschichte betrachten. Deshalb müssen wir uns aktuellen Tendenzen, die Menschheitsverbrechen der NS-Zeit zu relativieren, energisch entgegenstellen. Das Eintreten gegen Antisemitismus und Diskriminierungen ist nicht nur ein staatliches Handlungsprinzip, sondern eine moralische Pflicht jedes Einzelnen von uns.“

Rachel Salamander

Ende August hat die Münchner Literaturwissenschaftlerin Rachel Salamander den renommierten Heine-Preis der Stadt Düsseldorf erhalten. Die Laudatio im Schauspielhaus hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier gehalten.

Der Heine-Preis zählt zu den bedeutendsten Literatur- und Persönlichkeitspreisen in Deutschland und wird seit 1972 verliehen; er ist mit 50.000 Euro dotiert. Die Auszeichnung wird durch die vom Rat der Stadt Düsseldorf eingesetzte Jury „an Persönlichkeiten verliehen, die durch ihr geistiges Schaffen unter anderem den sozialen und politischen Fortschritt fördern, der Völkerverständigung dienen oder die Erkenntnis von der Zusammengehörigkeit aller Menschen verbreiten“.

Die Jury begründete ihre Entscheidung für Rachel Salamander folgendermaßen: „Die Literaturwissenschaftlerin und Publizistin hat couragiert maßgeblich zum Wiederaufbau des jüdischen intellektuellen Lebens nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland beigetragen. Als Unternehmerin holte sie mit ihren Literaturhandlungen all die jüdischen Autorinnen und Autoren, deren Bücher einst verbrannt worden waren, in den Kanon deutscher Literatur zurück. In Zeitungen und Zeitschriften diskutiert sie öffentlichkeitswirksam über die Bedeutung von Literatur und setzt sich ganz im Sinne Heinrich Heines für Völkerverständigung und gegen Antisemitismus ein.“

Die Laudatio des Bundespräsidenten und Rachel Salamanders Rede: „Heine und der deutsche Donner“ hat jetzt die Edition Suhrkamp in einem Sonderdruck herausgegeben.

Rachel Salamander

Heine und der deutsche Donner

Heine-Preis 2020

Laudatio: Frank-Walter Steinmeier

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Jüdisches Museum Berlin

BERLIN Bis zum 13. März zeigt das Jüdische Museum Berlin erstmals Frédéric Brenners neuen fotografischen Essay ZERHEILT. „Das Jüdische Museum hat 2018 begonnen, die Arbeit zu erwerben“, erläutert Museumsdirektorin Hetty Berg. „Dank der Unterstützung durch die Freunde des Jüdischen Museums Berlin konnten wir unsere Fotografische Sammlung um diese tiefgründige, vielschichtige und unabgeschlossene Auseinandersetzung mit dem Jüdischsein in dem Berlin von heute erweitern, die jegliche Festschreibung von Identität vermeiden will. Zugleich ist die Ausstellung ein Beitrag zum Themenjahr – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Denn das Museum will die Vielfalt jüdischen Lebens und jüdischer Perspektiven zeigen.“

Mit seiner Kamera nimmt der international renommierte Fotograf Frédéric Brenner seit über 40 Jahren die vielfältigen Formen jüdischen Lebens in der Diaspora und dessen Repräsentationen in den Blick. In dem neuen fotografischen Essay ZERHEILT, entstanden zwischen 2016 und 2019, betrachtet er Berlin als Bühne verschiedener Inszenierungen des Jüdischen und porträtiert Orte und Individuen – Neuankömmlinge, Alteingesessene, Konvertiten, Zuwanderer und andere, die sich in Berlin niedergelassen haben oder auch nur vorübergehend hier

leben. Dabei hinterfragt er stereotype Bilder und Vorstellungen, um neue Perspektiven zu eröffnen, auf Menschen und Fragen, die sich um die jüdisch-deutsche Geschichte drehen.

Theresia Ziehe, Kuratorin für Fotografie am Jüdischen Museum, unterstreicht: „Brenner zielt mit seinem fotografischen Essay nicht auf eine erschöpfende Dokumentation des Status quo jüdischen Lebens heute in Deutschland ab. Seine Bilder bieten vielmehr fragmentarische Einblicke in das Leben in Berlin voller Paradoxien, Dissonanzen, Leerstellen und widerstreitender Narrative zwischen Vergangenheitsbewältigung und dem Wunsch nach Erlösung. Dieser komplexe Blick, der Vergangenheit und Zukunft mit dem Heute verbindet, lädt die Besucher ein, sich immer wieder aufs Neue mit den Bildern auseinanderzusetzen.“ Sie zeigen mal vertraut scheinende, mal bizarre, mal verstörende Impressionen von Ortlosigkeit und Entfremdung, die weit über die jüdische Geschichte oder die Geschichte Berlins hinausweisen.

Frédéric Brenner selbst betont: „Ein Porträt ist etwas sehr Intimes. Der Fotografierende und der oder die Fotografierte müssen sich von der Illusion verabschieden, dass sich hier einzelne Menschen mit einem klar definierten Selbst, einer

unveränderlichen Identität begegnen und einer davon in ein Bild gefasst wird. Wir müssen uns trauen, unsere innere Mannigfaltigkeit – die vielen Fremden in uns – zu entdecken, ihr zu begegnen und sie zu zeigen und dabei Verfremdung zuzulassen und anzunehmen statt an Fiktionen festzuhalten, die wir entwickelt haben, um die unerträgliche, dissonante, sich ständig verändernde Wirklichkeit innen und außen zu überbrücken, die tatsächlich wahre Nähe und Vertrautheit verhindern. Wir müssen uns der Unsicherheit und der Unmöglichkeit des Verstehens stellen.“

Frédéric Brenner ist bekannt für seine fotografische Erforschung von Sehnsucht, Zugehörigkeit und Ausgeschlossenheit. Sein Werk Diaspora, Homelands in Exile ist Resultat einer 25-jährigen Recherche in über 40 Ländern, um ein visuelles Gedächtnis jüdischer Menschen am Ende des 20. Jahrhunderts zu schaffen. Seine letzte Publikation ist An Archeology of Fear and Desire (2014). Er lebt und arbeitet in Berlin und Jerusalem.

Der Fotoessay mit einer Einleitung von Frédéric Brenner und einem Text von Elad Lapidot ist auch im Hatje Cantz Verlag als Buch und als Katalog zur Ausstellung erschienen, herausgegeben von Oren Myers. www.jmberlin.de.



Aus dem fotografischen Essay ZERHEILT von Frédéric Brenner, JMB, erworben mit Unterstützung der Freunde des Jüdischen Museums Berlin.

Unser Mut

FRANKFURT Noch bis zum 18. Januar zeigt das Jüdische Museum Frankfurt die Wechseiausstellung „Unser Mut, Juden in Europa 1945–48“. Von Białystok über Frankfurt nach Amsterdam, von Berlin über Budapest nach Bari: Es ist die erste Ausstellung, die die jüdische Nachkriegserfahrung von Flucht, Vertreibung, Selbstvergewisserung und Wiederaufbau in einer gesamteuropäischen Perspektive darstellt.

Die Ausstellung basiert auf einem mehrjährigen Forschungsprojekt zur Lebenssituation von Juden an ausgewählten Orten in Mitteleuropa, das das Jüdische Museum gemeinsam mit dem Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur durchgeführt hat. Aufbauend auf diesen Forschungsergebnissen unterstreicht die Ausstellung, dass jüdische Überlebende nicht etwa eine homogene Gruppe von passiven Opfern bildeten, sondern ihr Leben in der unmittelbaren Nachkriegszeit in großem Maße selbst organisierten und aktiv gestalteten. Der Ausstellungstitel „Unser Mut“ unterstreicht diesen Gestaltungswillen; er bezieht sich auf ein jiddisches Partisanenlied aus dem Jahr 1943 wie auch auf den Namen der ersten Zeitung im DP-Camp Zeilsheim in Frankfurt. Mit den Jahren 1945–48 sind Erfahrungen verbunden, die die jüdische Gegenwart bis heute prägen: Jüdische Soldaten in den alliierten Armeen befreien als Sieger die Überlebenden aus Verstecken und Konzentrations- und Vernichtungslagern. Emigranten, Überlebende und Soldaten versuchen, den Massenmord zu dokumentieren. Unter der Obhut der amerikanischen Militärverwaltung entstehen Lager für jüdische Geflüchtete, die wenig später wieder verschwinden. Jüdische Gemeinden werden wieder aufgebaut, Traditionen aus der Vorkriegszeit aufgegriffen. Es sind Jahre der Flucht, der Selbstvergewisserung wie auch der Suche nach einem Zuhause und nach Gerechtigkeit. Besonders vielfältig und zugleich intensiv ist die Kunst- und Kulturproduktion in jener Zeit.

Die Ausstellung „Unser Mut“ zeichnet die vielfältigen Erfahrungen von Juden in der unmittelbaren Nachkriegszeit in persönlichen Zeugnissen sowie an sieben ausgewählten Städte und Gemeinden nach: In Osteuropa finden die Überlebenden zumeist keine Verwandten, sondern feindlich gesinnte Nachbarn vor, die sich an ihrem Hab und Gut bereichert haben. Viele fliehen weiter gen Westen in die Displaced Persons Camps der amerikanischen Militärverwaltung wie etwa in Frankfurt-Zeilsheim und von dort später über Transitstädte wie Bari in das briti-

sche Mandatsgebiet Palästina oder in die USA.

Andere gehen aus Überzeugung in die sowjetische Zone, wie etwa nach Ost-Berlin, um sich am Aufbau eines sozialistischen Staates zu beteiligen. In Budapest und Amsterdam können die Überlebenden auf Strukturen und Einrichtungen der Vorkriegsgemeinden zurückgreifen und diese wieder aufbauen. Viele von ihnen lassen sich hier dauerhaft nieder. Während es in Białystok nicht gelingt, eine jüdische Gemeinde aufrecht zu erhalten, entwickelt sich die niederschlesische Gemeinde Dzierżoniów für wenige Jahre zu einem teil-autonomen Gebiet der Hoffnung auf ein florierendes jüdisches Leben nach der Shoa.

Die Ausstellung mündet in einem Raum, der das Jahr 1948 als Wendepunkt in der Nachkriegszeit thematisiert. Die Generalversammlung der UNO beschließt sowohl die Teilung des britischen Mandatsgebiets Palästina in ein von Juden und ein von Arabern verwaltetes Gebiet wie auch die Grundsätze eines neuen, internationalen Rechtsverständnisses: das Übereinkommen über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes und die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Beide Grundsätze werden von jüdischen Emig-

ranten aus Europa vorbereitet und ziehen eine Lehre aus dem Massenmord an den Juden. Im selben Jahr ruft David Ben Gurion den unabhängigen Staat Israel aus. Mit der Auflösung der Flüchtlingslager und der Gründung Israels verlassen die meisten Juden Europa.

Zur Ausstellung ist im De Gruyter Verlag ein reich bebildeter Katalog erschienen. Er gibt die Stadt- und Personenporträts der Ausstellung detailliert wieder und umfasst zehn wissenschaftliche Essays namhafter Autoren. Er baut auf ausgewählten Vorträgen der internationalen Konferenz „Building from Ashes. Jews in Postwar Europe (1945–1950)“ auf, die das Jüdische Museum im Dezember 2017 gemeinsam mit dem Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur, dem Fritz-Bauer-Institut und der Goethe-Universität Frankfurt am Main veranstaltete.

Die Ausstellung wurde von Dr. Kata Bohus und Erik Riedel kuratiert, Dr. Werner Hanak hatte die kuratorische Projektleitung inne. Wissenschaftlich wurde das Team von Prof. Dr. Atina Grossmann, Cooper Union, New York City, und Dr. Elisabeth Gallas, Leibniz-Institut – Simon Dubnow, Leipzig, beraten.

www.juedischesmuseum.de



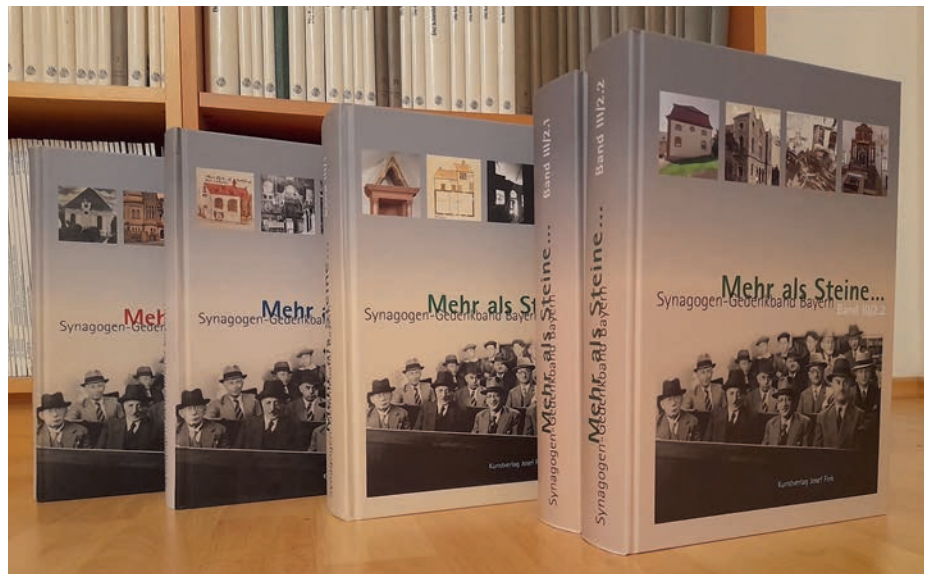
Ariel Schlesingers Skulptur „Untitled“ auf dem Vorplatz des neuen Jüdischen Museums Frankfurt.
Foto: Norbert Miguletz © Jüdisches Museum Frankfurt

Mehr als Steine

Von Benno Reicher

WÜRZBURG Anfang November eröffnete die bayerische Kulturstatssekretärin Anna Stolz in der Würzburger Residenz die Ausstellung „Mehr als Steine. Synagogen in Unterfranken“. Die Präsentation des Würzburger Staatsarchivs gemeinsam mit dem Projekt „Synagogen-Gedenkbände Bayern“ will jüdisches Leben und Kultur in Unterfranken zeigen. Eine wesentliche Bedeutung kommt dabei den Synagogen zu, die nun gewürdigt werden, ebenso wie das nun abgeschlossene Publikationsprojekt der Synagogen-Gedenkbände (s.a. dazu unseren weiteren Beitrag). Synagogen seien mehr als bloße Bauwerke, erklärte die Staatssekretärin zur Eröffnung, „sie sind Zeugen der jüdischen Kultur und Ausdruck des jüdischen Glaubens überall in der Welt.“

Zum reichen jüdischen Erbe in Unterfranken gehört auch die Würzburger Gemeinde, in den Quellen seit 1147 belegt. Sie war ein Ort großer jüdischer Gelehrsamkeit mit überregional bedeutenden Rabbinern, einer Talmudhochschule und mindestens zwei Synagogen. Der vor 1803/1806 in zahlreiche Herrschaften zersplitterte spätere Regierungsbezirk Unterfranken war das am dichtesten mit jüdischen Gemeinden besiedelte Gebiet in Bayern. 1930 gab es im heutigen Unterfranken 112 Orte mit Synagogen. Nur wenige davon sind heute noch im Ortsbild erkennbar. Nach den Zerstörungen der Nationalsozialisten wurden viele Gebäude abgerissen oder zweckentfremdet. „Wo Baudenkmäler fehlen oder nur mehr in Teilen erhalten sind, ist der Rückgriff auf schriftliche und bildliche Quellen in



Die gesamte fünfbändige Buchreihe über die bayerischen Synagogen. © Kunstverlag Josef Fink

den Archiven zentral“, sagte die Generaldirektorin der Staatlichen Archive Bayerns, Dr. Margit Ksoll-Marcon. „Das Staatsarchiv Würzburg verwahrt einen reichen Quellschatz an Bauakten, Bauplänen und Fotografien, auf den im Rahmen der langjährigen Forschungsarbeit an den Synagogen-Gedenkbänden auch intensiv zurückgegriffen wurde.“

Die hauptsächlich aus den Beständen des Staatsarchivs Würzburg stammenden Exponate wurden ergänzt durch Leihgaben und Reproduktionen aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv, dem Museum für Franken und aus zahlreichen anderen unterfränkischen Archiven.

Dr. Cornelia Berger-Dittscheid, Kuratorin der Ausstellung und auch Mitautorin der

Synagogen-Bücher, erläutert dazu: „Viele Schriftstücke wurden für die Synagogen-Gedenkbände erstmals von der Forschung rezipiert. Die Ausstellung stellt die Bauformen von Synagogen in Unterfranken vor und ihre Entwicklung von unscheinbaren Hinterhof-Synagogen zu repräsentativen Bauwerken, deren Türme und Kuppeln damals die Stadtbilder prägten.“

Die Ausstellung ist ein weiterer Höhepunkt im bayerischen Kalender zum Festjahr 2021. Dazu ergänzt der Beauftragte für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, Dr. Ludwig Spaenle: „Mit dem Festjahr richten wir die Aufmerksamkeit auf das jahrhundertlange Zusammenleben von Christen und Juden in Bayern.“ Die Ausstellung zeige dies beispielhaft an der unterfränkischen Geschichte jüdischer Gotteshäuser und schärft damit unsere Aufmerksamkeit für Spuren jüdischen Lebens, aber auch für jüdisches Leben heute in der Mitte unserer Gesellschaft.

Die Ausstellung „Mehr als Steine. Synagogen in Unterfranken“ ist bis zum 28. Januar 2022 im Staatsarchiv Würzburg, Residenzplatz 2, Residenz-Nordflügel, zu sehen. Der Eintritt ist frei. Im Anschluss sind weitere Ausstellungsstationen in Franken geplant.

Öffnungszeiten: Montag bis Donnerstag 8.00–16.00 Uhr, Freitag 8.00–13.00 Uhr, geschlossen am 24. 12. 2021, 31. 12. 2021 und 6./7. 1. 2022. Führungen für Gruppen (max. 20 Personen) werden zu festen Terminen angeboten. Weitere Informationen unter Tel.: 0931 35529-34. Kleiner Ausstellungskatalog Nr. 68: Mehr als Steine. Synagogen in Unterfranken, Konzeption und Bearbeitung Cornelia Berger-Dittscheid, 124 Seiten, München 2021, Staatliche Archive Bayerns.



Eröffnung der Ausstellung „Mehr als Steine“ in der Würzburger Residenz, von links: Bezirkstagspräsident von Unterfranken Erwin Dotzelt, Prof. Dr. Wolfgang Kraus, Mitherausgeber Synagogen-Gedenkbände, Dr. Ludwig Spaenle, bayerischer Antisemitismus-Beauftragter, Dr. Cornelia Berger-Dittscheid, Mitarbeiterin Synagogen-Bände und Kuratorin der Ausstellung, Staatssekretärin Anna Stolz, Dr. Margit Ksoll-Marcon, Generaldirektorin Staatliche Archive Bayerns, Dr. Alexander Wolz, Leiter Staatsarchiv Würzburg und Prof. Hans-Christoph Dittscheid, Mitherausgeber. Foto © Ursula Schedl/Staatsarchiv Würzburg

Synagogen-Gedenkband Bayern



Synagoge von Bad Kissingen.

Foto: © Stadtarchiv Bad Kissingen.

Die Artikel beschreiben die jüdischen Gemeindestrukturen, Synagogen, Ritualbäder, Schulen und Friedhöfe, erzählen von Rabbinern, jüdischen Lehrern und Vorsängern, geben Einblicke in das religiöse Leben der jüdischen Frauen, Männer und Kinder, aber auch in das Zusammenleben von Nichtjuden und Juden auf dem Land und in den Städten.

Auch die Nachkriegszeit ab 1945 bis heute wird dokumentiert: die kurzfristige Entstehung von DP-Gemeinschaften und die zaghaften Versuche der Überlebenden, jüdisches Leben in Deutschland wieder aufzubauen. Die daraus hervorgegangenen, heute in Bayern aktiven jüdischen Gemeinden werden vorgestellt und ihre Strukturen beschrieben. Darüber hinaus unterziehen die Artikel auch den Umgang der verschiedenen Orte mit ihrer jüdischen Vergangenheit und den ehemaligen jüdischen Bauwerken einer kritischen Prüfung. Hier lassen sich auch die tiefgreifenden Veränderungen in der Gedenkkultur erkennen, die inzwischen in vielen Orten über die ersten vom Landesverband der Israelitischen Kultusgemein-

den in Bayern initiierten Gedenktafeln der 1980er-Jahre weit hinausgehen und zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der jüdischen Geschichte führen, z.B. in Form von Stolpersteinen.

Diese Bücher „erfüllen den wissenschaftlichen Anspruch, neue Forschungsergebnisse zum jüdischen Leben in Bayern zusammenzutragen“, schreibt Zentralratspräsident Schuster in seinem Geleitwort. „Daher stellen die jetzt abgeschlossenen Bände einen großen Schatz dar.“

Synagogen-Gedenkband Bayern, Band III/2 in zwei Teilbänden, herausgegeben von Wolfgang Kraus, Hans-Christoph Dittscheid, Gury Schneider-Ludorff, bearbeitet von Cornelia Berger-Dittscheid, Gerhard Gronauer, Hans-Christof Haas, Hans Schlumberger und Axel Töllner, unter Mitarbeit von Hans-Christoph Dittscheid, Johannes Sander und Elmar Schwinger, mit Beiträgen von Andreas Angerstorfer und Rotraud Ries, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg im Allgäu, April 2021.

bere.

Teilbände haben wir schon in früheren Heften von JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vorgestellt (Nr. 106 April 2008 und Nr. 125 September 2014). Wir nannten sie „ein historisches Schwergewicht“. In diesem Jahr hat das Buchprojekt nun ein weiteres Mal an Gewicht zugelegt. Die letzten beiden Teilbände über Unterfranken erschienen im Frühjahr und brachten ein höchst außergewöhnliches und bedeutendes Forschungs- und Publikationsprojekt zum Abschluss.

Angeregt durch den israelischen Hydrobiologen Prof. Meier Schwarz vom „Synagogue Memorial“ in Jerusalem, geboren 1926 in Nürnberg, startete der evangelische Theologe Prof. Dr. Wolfgang Kraus mit später wechselnden Kollegen aus unterschiedlichen Fächern, darunter auch der Kunsthistoriker Prof. Dr. Hans-Christoph Dittscheid, das Projekt zur Dokumentation aller jüdischen Gemeinden und Synagogen in Bayern. Das Ausmaß dieser Aufgabe war damals wohl nicht absehbar.

„In drei bis fünf Jahren sollte alles in einem Band abgehandelt sein“, schreibt Prof. Kraus in seinen Presse-Informationen. „Aus den drei bis fünf Jahren wurden knapp 20 Jahre und aus dem einen Band wurden vier Teilbände bzw. fünf Bücher.“ Auf 4.000 Seiten stellen die zahlreichen Forscher und Autoren über 200 jüdische Gemeinden in Bayern vor, darunter allein 115 in unterfränkischen Städten und Dörfern.



Synagoge von Mellrichstadt.

Foto: © Staatliche Archive Bayerns

Gedenkstättenarbeit sichern

HEIDELBERG Die bundesweite Gedenkstättenkonferenz tagte im September im „Hotel Silber“ in Stuttgart. Die Vertreter von Einrichtungen aus ganz Deutschland haben auf der Tagung in der Außenstelle des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg eine Presseerklärung zur Bundestagswahl und zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus formuliert, die wir wegen ihrer Bedeutung nachfolgend in angepasster und gekürzter Fassung dokumentieren.

Presseerklärung des Verbandes der Gedenkstätten in Deutschland e.V. (VGDF) und der Arbeitsgemeinschaft KZ-Gedenkstätten in der Bundesrepublik Deutschland

1998 legte die Bundesregierung erstmals eine Gedenkstättenkonzeption vor, mit der der Bund, ohne die Kulturhoheit der Länder anzutasten, seine Verantwortung für die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und für die Arbeit an Gedenkstätten mit nationaler Bedeutung anerkannte. Seither sind mit finanzieller Unterstützung des Bundes zahlreiche Gedenkstätten in Deutschland aufgebaut, neugestaltet und erweitert worden; etliche Einrichtungen, etwa die größeren KZ-Gedenkstätten, werden zudem dauerhaft institutionell vom Bund gefördert. Zusammen betreuen die Gedenkstätten jährlich mehrere Millionen Besucher, viele davon im Rahmen innovativer und teils mehrtägiger Bildungsprojekte. Das seit 2020 an über 30 Orten umgesetzte und primär vom Bund finanzierte Projekt „Jugend erinnert“ ist hierbei besonders hervorzuheben.

Die aktuelle Verbreitung von antisemitischen Verschwörungslegenden und verharmlosenden NS-Vergleichen durch Pandemieleugner sowie das Erstarken von Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus, die Hetze von AfD und anderen extrem rechten Parteien gegen den angeblichen „Schuldkult“ machen deutlich, wie wichtig ein reflexives Geschichtsbewusstsein für unsere demokratische Kultur und Gesellschaftsordnung ist – erst recht in einer Zeit, in der es kaum noch Überlebende des NS-Terrors gibt, die warnend ihre Stimmen erheben können.

Von der künftigen Bundesregierung erwarten wir eine weitere Stärkung der Gedenkstättenarbeit in den Aufgabebereichen Bildung, Forschung, Sammlung und Erhaltung. Das setzt eine nachhaltige und über den status quo deutlich hinausgehende personelle und materielle Ausstattung voraus, die auch der zunehmenden Digitalisierung in der Gedenkstättenarbeit gerecht wird.

Konkret heißt das: Die Förderung der Gedenkstätten, Erinnerungsorte und -initiativen, Arbeitsgemeinschaften und Dokumentationszentren muss topografisch und thematisch die Bandbreite der nationalsozialistischen Verbrechen und ihrer Folgen abbilden. Sie sollte auch Orte des Widerstandes sowie Täterorte und exemplarische Orte nationalsozialistischer Selbstinszenierung umfassen. Erfolgreiche Vermittlung setzt wissenschaftlich fundierte Forschung und Dokumentation voraus. Die neue Bundesregierung muss ein Förderinstrument für die anwendungsbezogene Forschung in den Gedenkstätten schaffen.

Ohne eine verbesserte Grundausrüstung etwa in den Bereichen IT und Verwaltung, aber auch auf den Feldern der Forschung und Vermittlung werden die institutionell vom Bund geförderten Gedenkstätten ihre bisherige erfolgreiche Arbeit nicht fortsetzen können.

Gedenkstätten, die bislang weitgehend aus Projektmitteln gefördert wurden oder werden, brauchen eine verlässliche Zukunftsperspektive. Hier sind auch die Länder und die Kommunen gefordert. Die Förderung innovativer Bildungsformate sollte weiter ausgebaut werden. Die Verstärkung des erfolgreichen, auch die Arbeit kleinerer Gedenkstätten unterstützenden Förderprogramms „Jugend erinnert“ kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

Zugleich dürfen grundlegende Daueraufgaben nicht vernachlässigt werden, etwa der Aufbau und die Pflege von Sammlungen und Archiven. Diese lassen sich nicht allein über Projektförderungen absichern. Wir erwarten, dass die neue Bundesregierung ihrer Verantwortung für eine demokratische Geschichts- und Erinnerungskultur gerecht wird. Das gemeinsame Ziel muss es sein, die Opfer des NS-Terrors zu würdigen und ein reflexives Geschichtsbewusstsein sowie historisches Urteilsvermögen in der Gesellschaft zu stärken.

Stuttgart, 16. September 2021, verabschiedet auf der 9. Bundesweiten Gedenkstättenkonferenz, Verband der Gedenkstätten in Deutschland e.V. / FORUM Arbeitsgemeinschaft KZ-Gedenkstätten.

Der 2020 gegründete Verband der Gedenkstätten in Deutschland e.V. / FORUM (VGDF) ist die Dachorganisation von über 300 Gedenkstätten. Der VGDF umfasst die Landesarbeitsgemeinschaften der Gedenkstätten, Erinnerungsorte und -initiativen, die Arbeitsgemeinschaft KZ-Gedenkstätten in Deutschland und das Gedenkstättenreferat der Topographie des Terrors. In der Arbeitsgemeinschaft KZ-Gedenkstätten haben sich die institutionell vom Bund geförderten Gedenkstätten Bergen-Belsen, Buchenwald, Dachau, Flossenbürg, Mittelbau-Dora, Neuengamme, Ravensbrück und Sachsenhausen zusammengeschlossen.



Gedenkstätten-Konferenz im „Hotel Silber“ in Stuttgart. Von rechts: Prof. Dr. Paula Lutumlenger, Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Prof. Dr. Jens-Christian Wagner, Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Dr. Elke Gryglewski, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Dr. Thomas Köcher, Landeszentrale für politische Bildung Bremen, Dr. Thomas Lutz, Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors Berlin.

Foto: © Andreas Ehresmann, Verband der Gedenkstätten.

Elie Korchia

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Es war das erste Mal seit 30 Jahren in der Geschichte des Dachverbandes der jüdischen Gemeinden Frankreichs (Consistoire central de France), dass sich nur ein einziger Kandidat um den Vorsitz beworben hatte. Es ging um die Nachfolge von Joël Mergui, der dieses Amt seit 2008 innehatte, sich jedoch wegen der Begrenzung der Amtszeiten nicht mehr zur Wahl stellen konnte.

So wurde der 50-jährige Rechtsanwalt und Vizepräsident des Pariser Konsistoriums, Elie Korchia, mit 89 % der ca. 300 abgegebenen Stimmen – davon eine überwiegende Mehrheit von Vertretern der regionalen bzw. lokalen Gemeinden und 10 % von Rabbinern – zum neuen Präsidenten der Institution gewählt.

Das unter Napoleon 1808 nach der Vorlage der beiden anderen offiziellen Religionen (Katholizismus und Protestantismus) ins Leben gerufene Konsistorium vereinigt 16 regionale Konsistorien, wobei das Pariser mit der Region Ile de France, wo

zusammen 60 % der französischen Juden leben, mit etwa hundert Synagogen und einem Jahresbudget von ca. 26 Millionen Euro, das bei weitem größte ist.

Diese Institution, die auch den Oberrabbiner ernennt, verkörpert das traditionelle und orthodoxe Judentum und wird gemeinhin als repräsentativ für den israelitischen Kultus im Lande angesehen, obwohl sich nicht alle Strömungen in ihr wiederfinden, so u.a. die liberale Ausrichtung und die Massorti.

Nicht zu verwechseln ist das Konsistorium mit dem CRIF (Conseil représentatif des institutions juives de France, derzeitiger Präsident Francis Kalifat), der 1944 aus der Widerstandsbewegung hervorging und sich als eine Vereinigung versteht, welche sämtliche Gruppierungen und Interessen des Judentums in Frankreich vertritt. Als Dachverband von über 60 Vereinen, nicht nur der Gemeinden, sondern u.a. auch des Jüdischen Sozialfonds und der Alliance Israélite, gehört

der CRIF auch dem Jüdischen Weltkongress an.

Die Bewältigung folgender Aufgaben für die mit einer halben Million Mitgliedern größte jüdische Gemeinschaft Europas stellte der neue Präsident in seiner Antrittsrede in Aussicht: die Suche nach neuen finanziellen Mitteln, die verstärkte Aufmerksamkeit gegenüber isolierten Gemeinden, die Sicherheit der Kultstätten und der Personen, die Arbeit an einem europaweit gültigen Kaschrut-Zertifikat, die Weitergabe des Gedenkens sowie auch und insbesondere der Schutz der Würde von Frauen.

Er bekennt, dass „nach der Gesundheitskrise die Veränderung unserer Lebensgewohnheiten eine Herausforderung darstellt“. In seiner Eigenschaft als Anwalt hat Elie Korchia u.a. im Jahre 2017 die Nebenkläger bei den Prozessen gegen die Attentäter von Montauban vertreten.

GPN

Jerusalem

Der Abgeordnete des Departements Alpes Maritimes und Kandidat bei den Vorwahlen zu den französischen Präsidentschaftswahlen im Frühjahr 2022, Eric Ciotti, fordert, dass Frankreich Jerusalem als vereinigte Hauptstadt des Staates Israel anerkennen und seine Botschaft dorthin verlegen solle.

Damit grenzt sich Ciotti, der als der am stärksten rechtsgerichtete der fünf Bewerber seiner konservativen Partei LR (Les Républicains) gilt, deutlich von seinen Konkurrenten ab. Er beruft sich auf die von Jo Biden nicht widerrufenen Ent-

scheidung Donald Trumps, die amerikanische Botschaft umzusiedeln, und hat dem aktuellen Außenminister Jean-Yves Le Drian vorgeschlagen, die französische Außenpolitik zu ändern.

Der Politiker richtet sich damit gegen die Tatsache, dass Frankreich sich nach wie vor als Freund sowohl der Israelis als auch der Palästinenser versteht und sich für eine Zweistaatenlösung ausspricht, mit Jerusalem als Hauptstadt beider Länder, wie auf der Webseite des Außenministeriums am Quai d'Orsay zu lesen ist: „In diesem Sinne hat der Präsident

der Republik erklärt, die Entscheidung des amerikanischen Präsidenten, die Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem zu transferieren, nicht gutzuheißen.“

Eric Ciotti steht mit seiner Auffassung so gut wie alleine da. Selbst die rechtsextreme Front National (seit 2018 Rassemblement National) hatte 2017 Trumps Entscheidung angeprangert. Der Sprecher der Partei Marine Le Pens hatte sie als ungeschickt bezeichnet und daran erinnert, dass der FN sich für „einen Sonderstatus für Jerusalem einsetze, unter internationalem Schutz und Anerkennung der Staaten“. GPN

Rabbinerin Ferreira

Die 29-jährige Iris Ferreira, die seit kurzem in der liberalen Straßburger Gemeinde Gottesdienste abhält, ist Frankreichs fünfte Rabbinerin. Das Neue und Bemerkenswerte, sie ist die Erste, die im Lande selbst ordiniert wurde. Ihre vier Kolleginnen Pauline Bébé, Floriane Chinsky, Delphine Horvilleur und Daniela Touati hatten ihre Smicha im Ausland erhalten. Gleichzeitig mit Ferreira wurde Etienne Kerber, ein 36-jähriger liberal orientierter Mann, ordiniert, jeder in der jeweiligen Gemeinde in Paris. Im Gegensatz zu den angelsächsischen Ländern stellt die Libe-

rale Bewegung in Frankreich eine kleine Minderheit dar.

Nach vier Jahren Medizinstudium und einem Abschluss in Hebräisch ging Iris Ferreira zu einer fünfjährigen Ausbildung an das Londoner Leo Baeck College, da in ihrem Heimatland damals noch keine Studienmöglichkeit für liberale Rabbiner existierte. Gegenüber der Presseagentur AFP erklärte die Frau, die zunächst orthodoxen Gemeinden zugetan war, in der liberalen Ausrichtung „eine Öffnung entdeckt zu haben, die es jedem erlaubt, seinen Weg in einem freieren Kontext zu

finden“. Und weiter erklärte sie: „Wir befinden uns an einem Wendepunkt des jüdischen Lebens. Ich hoffe, dass es möglich sein wird, besser auf die Bedürfnisse der Gemeinschaft einzugehen.“

Dabei hat sie vermutlich die Tatsache im Blick, dass sich aktuell mehrere Frauen in der Ausbildung befinden, die in vier oder fünf Jahren zu der kleinen Gruppe von Rabbinerinnen gehören könnten. Denn Iris Ferreira und Etienne Kerber unterrichten neben ihrer Gemeindegemeinde am im September 2019 gegründeten liberalen Pariser Rabbinerseminar etwa zehn Aspiranten. GPN



Das israelische Parlament in Jerusalem.

© Renatus Schenkel

Israelische Botschafterin

Selten war die Nominierung eines israelischen Botschafters in Frankreich derart umstritten wie die von Yael German. Sie selbst zeigte sich gegenüber dem Online-Magazin TIMES OF ISRAEL jedoch hoch erfreut: „Ich bin begeistert. Es war nicht einmal mein Traum, bis man mir den Posten anbot.“

Lange Zeit amtierte die Nachfolgerin von Interimbotschafter Daniel Saada als Bürgermeisterin von Herzlia, war Knesset-Abgeordnete für „Yesh Atid“ und „Kachol Lavan“ und von 2013 bis 2014 Gesundheitsministerin. Auch „Meretz“ hatte sie früher einmal angehört. Die erste Bürgermeisterin Israels, die die LGBT-Gemeinschaft unterstützt, trat 2014 zurück, nachdem Benjamin Netanyahu Finanzminister Yair Lapid und die Justizministerin Tzipi Livni entlassen hatte.

2015 wurde German im Zuge der Neuwahlen als „Yesh Atid“-Abgeordnete wiedergewählt. Auch 2019 saß sie nach der Fusion von „Kachol Lavan“ mit „Yesh Atid“ erneut im israelischen Parlament. 2020 hat sie sich wegen eines leichten Schlaganfalls nicht zur Wahl gestellt.

Kritisch sehen einige in den französisch-israelischen Beziehungen involvierte Personen sowie auch manche Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Frankreichs die Nominierung der 74-jährigen ehemaligen Pädagogin und Historikerin hauptsächlich wegen ihrer unzureichenden Französischkenntnisse. So wird in einer Reportage der Informationsseite YNET befürchtet, die neue Botschafterin würde deswegen seltener als ihre Vorgänger zu Interviews im Fernsehen eingeladen werden, zumal in einem Land, das für seine Verach-

tung der englischen Sprache bekannt sei. Sie verdanke den Posten lediglich ihrer Nähe zum neuen israelischen Außenminister Yair Lapid, mutmaßen die Kritiker. Dessen Büro hat sich in der Tat in einem Kommuniqué mit dem Argument verteidigt, „die Beherrschung der Sprache sei kein Kriterium für den Posten“. Es ginge vielmehr darum, gegenüber den Franzosen ein Zeichen zu setzen, wie wichtig ihm die Beziehung zum Land sei, indem er eine ihm nahestehende Mitarbeiterin dorthin entsende.

Zudem würden, laut israelValley.com, die Franzosen Yael Germans pazifistische Einstellung und ihre persönliche Freundschaft zu Präsident Emmanuel Macron begrüßen. Ob diese Trümpfe ihr Manko wettzumachen vermögen, wird sich zeigen. GPN

Israelische Sopranistin

Beim internationalen Barockmusikwettbewerb „Concours Corneille“ in Rouen hat die 28-jährige israelische Sopranistin Shira Patchornik den mit 4.000 Euro dotierten ersten Preis gewonnen.

25 junge Sänger und Sängerinnen aus elf Ländern, darunter Frankreich, England, Deutschland, Kolumbien, USA, Südkorea, Kanada, Österreich und Israel hatten an der fünften Ausgabe des in Zusammenarbeit mit der städtischen Oper organisierten Wettbewerbs in der Normandie teilgenommen. Es handelte sich um Künstler, die zu einer internationalen Karriere aufgerufen sind.

Demzufolge setzte sich auch die Jury unter dem Vorsitz des deutschen Kon-

tenors Andreas Scholl aus Musikern verschiedener Länder zusammen, so u.a. Nicolas Bucher vom Zentrum für Barockmusik in Versailles, Evamaria Wieser, Leiterin des „young singer project“ der Salzburger Festspiele, und Louwrens Langevoort, Intendant der Kölner Philharmonie.

Patchornik konnte sich am Ende gegen drei weitere Finalisten durchsetzen, eine österreichische Konkurrentin aus dem Sopranfach, einen kolumbianischen Tenor und einen britisch-französischen Kontertenor.

Ihre Gesangsausbildung erhielt die Siegerin zunächst in Tel Aviv, dann an der Leipziger Hochschule für Musik und The-

ater „Felix Mendelssohn Bartholdy“. Nach ihrem Debüt an der New Israeli Opera mit Rollen in Mozart-Opern als Zerlina in Don Giovanni und Pamina in der Zauberflöte gastierte sie u.a. beim Abu-Gosh-Festival in Jerusalem sowie beim Schleswig-Holstein Musik Festival.

Ihr breit gefächertes Repertoire umfasst jedoch ebenfalls den Part der Poussette in Manon von Jules Massenet, der Valencienne in Die lustige Witwe von Franz Lehár oder der Lisa in Gräfin Mariza des ungarischen Komponisten Emmerich Kalman. Zurzeit hat Shira Patchornik ein festes Engagement am Hessischen Staatstheater in Wiesbaden.

GPN

Villejuif

Der Name der im Departement Val-de-Marne nahe Paris gelegenen Stadt Villejuif wirft Fragen auf. Geht er auf die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft zurück oder handelt es sich um eine Ableitung aus dem Lateinischen? Auf den ersten Blick scheint die Erklärung auf der Hand zu liegen, Villejuif trage ihren Namen aufgrund ihrer mit der jüdischen Gemeinschaft verflochtenen Geschichte.

Indes scheint sie in Wirklichkeit komplexer zu sein, da keine Quelle existiert, die beweist, dass die Ortsbezeichnung Villejuif in direkter Verbindung zu dem Wort „juif“ steht. Die Leitung des Stadtarchivs bestätigt, dass laut Überlieferung die Siedlung früher von Juden bewohnt war. Im 12. Jahrhundert, genauer gesagt im

Jahre 1119, tritt die Benennung erstmalig in Erscheinung. Unter der lateinischen Form villa judea, wird der Name in einer Bulle des Papstes Calixtus des II. erwähnt. Als „Village juif“ ins Französische übersetzt, findet man den Begriff später in mehreren päpstlichen Dokumenten und weiteren französischen Quellen.

Im 17. Jahrhundert verbreitet sich das Wort so stark, dass der französische Enzyklopädist Louis Moréri die Gemeinde gar als eine Gründung von Juden präsentiert, welche aus der Hauptstadt geflohen seien. Dennoch fehlen zuverlässige Belege für die entscheidende Rolle von Juden bei der Entstehung der Stadt, da sich im Ort keine Spuren einer Kultstätte oder Synagoge befinden.

Woher jedoch könnte der Name Villejuif ansonsten stammen? Eine Erklärung mögen die 532 Hektar von Villejuif liefern, von denen sich ein Großteil auf der Hurepoix-Hochebene befindet. Zu galloromanischer Zeit, zwischen dem 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und dem 5. Jahrhundert, soll eine Villa auf dem Plateau errichtet worden sein, die einem gewissen Juvius oder Juveus gehörte, von dessen Namen Villejuif unter Umständen abgeleitet wurde. In der Gemeinde aufgefundene archäologische Überreste aus der fraglichen Periode scheinen für diese Theorie zu sprechen, die ihrerseits jedoch ebenso wenig verifizierbar ist. So wird der Ursprung des Ortsnamens Villejuif wohl noch ein Rätsel bleiben. GPN

Israelische Serien

Am 4. CANNESERIES FESTIVAL, einer Veranstaltung des Filmfestivals von Cannes, das ursprünglich im April stattfinden sollte, jedoch aufgrund der Pandemie auf Oktober verschoben wurde, haben dieses Jahr auch zwei israelische Produktionen teilgenommen, „Alumim“ und „Sad City Girls“.

Regie führten beim Film „Alumim“, der derzeit als angesagte Serie auf dem israelischen Sender KAN läuft, Tawfik Abu Wael, Nirit Yaron und Guy Sidis. Sie erzählen die Geschichte einer Jungengang am Rande der israelischen Gesellschaft, die in Bet Schemesch eine Schule für gefährdete Jugendliche besucht. Für die Polizei, die in einem Fall von Vergewalti-

gung eines Mädchens in ihrem Wohnviertel ermittelt, werden die im armen und kriminellen Drogenmilieu lebenden Jungen schnell zu Hauptverdächtigen. Diese Situation wird zu einer echten, tiefen Freundschaft unter ihnen führen, bei der jeder für sich versuchen wird, den Teufelskreis der Gewalt zu durchbrechen, um seinem Schicksal zu entkommen.

Der israelische Araber Tawfik Abu Wael hatte bereits 2019 die Serie „Our Boys“ ins Leben gerufen. Dabei ging es um die Ermittlung im Mord an dem 14-jährigen Mohammed Abu Khadeir, dessen verkohlte Leiche man fand, nachdem die Hamas drei junge Israelis entführt hatten. Das Ereignis hatte 2014 den Krieg

zwischen Gaza und Israel ausgelöst. Die zweite Serie, „Sad City Girls“, eine Komödie von Shir Reuven und Talya Lavie, handelt von der Freundschaft zwischen zwei WG-Partnerinnen in Tel Aviv, die gegensätzlicher nicht sein könnten.

Neben konkurrierenden Serien mit Drehorten in Serbien, Argentinien, Finnland, Norwegen und Frankreich, wurde auch Ferdinand von Schirachs Produktion „The Allegation“ gezeigt, welche den Preis für das beste Drehbuch erhielt. Der Autor überträgt hier einen deutschen Justizskandal der 90er-Jahre, den sogenannten „Worms-Prozess“, in die heutige Zeit. Die israelischen Filme erhielten keinen Preis. GPN



Die Menora in Jerusalem.

© Renatus Schenkel

Buber-Rosenzweig-Medaille

BERLIN Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) hat die Buber-Rosenzweig-Medaille von 2020 an Bundeskanzlerin Angela Merkel verliehen. Nachdem die für 2020 geplante Übergabe der Auszeichnung in Dresden an die Bundeskanzlerin zweimal pandemiebedingt abgesagt werden musste, konnte sie in diesem Jahr am 31. August im Bundeskanzleramt nachgeholt werden.

Der DKR will mit der Auszeichnung das entschiedene Eintreten Angela Merkels gegen antisemitische und rassistische Tendenzen in Politik, Gesellschaft und Kultur würdigen. Mit großem Einsatz für Versöhnung und Toleranz habe sie dem Dialog der Kulturen und Religionen wichtige Anstöße gegeben. Als an höchster Stelle verantwortliche Politikerin sei sie Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit, Hass und Gewalt stets mit Entschlossenheit entgegengetreten und habe immer wieder die bleibende Verantwortung Deutschlands für die Verbrechen der Shoa betont.

Seit 1968 verleiht der DKR die Auszeichnung zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit an Personen, Institutionen und Initiativen, die sich um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Damit erinnert der DKR auch an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig.

Die Medaille wurde durch das Präsidium des Deutschen Koordinierungsrates überreicht. Die Laudatio auf Bundeskanzlerin Angela Merkel hat Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster gehalten. Wir dokumentieren nachfolgend seine Rede. Im Oktober erhielt Angela Merkel in Israel die Ehrendoktorwürde des Israel Institute of Technology, des Technion in Haifa. Auch ihre Dankesrede in Jerusalem dokumentieren wir an dieser Stelle.

Laudatio von Dr. Josef Schuster auf Bundeskanzlerin Angela Merkel

Die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an Sie, sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, sollte eigentlich vor mehr als einem Jahr stattfinden. Durch die Corona-bedingte Verschiebung erhalten Sie diese Ehrung jetzt zum Ende Ihrer Amtszeit. Dennoch empfinde ich das als einen guten Zeitpunkt, weil es Ihre gesamte Amtszeit in dieser Hinsicht zu würdigen gilt, nämlich Ihre Verdienste um den christlich-jüdischen Dialog.

Es ist für mich eine Ehre, die Laudatio halten zu dürfen. Dafür bedanke ich mich ausdrücklich! Vor allem aber möchte ich Ihnen, sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, herzlich zu dieser Auszeichnung gratulieren. Ich denke, in diesem Fall schmückt die Preisträgerin den Preis, nicht umgekehrt.

Lassen Sie mich zum Einstieg ein paar Sätze von Rabbiner Leo Baeck wiedergeben. In einem Vortrag im Jahr 1956 äußerte er sich zum Dialog zwischen den drei monotheistischen Religionen. Leo Baeck sprach sich gegen eine Gleichmacherei aus, forderte aber gegenseitigen Respekt. Und er erklärte:

„Dann werden gute Tage kommen. Menschen und Völker und Bekenntnisse werden geschieden bleiben, werden in ihrer Besonderheit weiterleben, aber sie werden wissen, dass sie zusammen gehören, Teile der einen Menschheit sind, zusammenleben sollen sie auf dieser unserer Erde, einander sehend und einander verstehend, und, wenn es Not tut, einander helfend.“

In diesen Tagen, in denen einerseits in den Hochwassergebieten eine beeindruckende Solidarität der Bürger zu beobachten ist, andererseits in Berlin die Polizei mit illegalen Demonstrationen von Corona-Leugnern kämpfen muss, berühren mich diese Worte auf besondere Weise. Ich frage mich: Sind wir inzwischen weiter auf dem Weg der Verständigung als damals?

Und weil diese Frage im Raum steht, ist es genau der richtige Zeitpunkt, unsere Bundeskanzlerin dafür zu würdigen, wie sie sich über all die Jahre ihres politischen Wirkens für das Miteinander der Religionen und für Israel eingesetzt hat und aus der historischen Verantwortung Deutschlands heraus gehandelt hat.

Was Sie, sehr geehrte Frau Merkel, besonders auszeichnet, ist Ihre Standfestigkeit, Ihre Solidarität mit Israel, Ihr Eintreten für die Religionsfreiheit, Ihr Engagement gegen Antisemitismus – all das ist bei Ihnen nicht abhängig von politischen Stimmungslagen, sondern es geschieht aus Überzeugung. Und an diesen Überzeugungen halten Sie auch fest, wenn es gerade nicht populär ist, wenn Sie dafür heftig kritisiert werden oder wenn es Rückschläge zu verzeichnen gibt.

In Zeiten, in denen politischer Populismus leider häufig mit vielen Wählerstimmen belohnt wird, ist diese Standfestigkeit höher zu schätzen denn je. An ein paar Kristallisationspunkte Ihrer Kanzlerschaft möchte ich heute erinnern. Es sind Ereignisse, die vor allem in der jüdischen Gemeinschaft bis heute wertgeschätzt werden.

Unvergessen ist Ihre Rede in der Knesset. 2008 sagten Sie im israelischen Parlament: „Diese historische Verantwortung Deutschlands ist Teil der Staatsräson meiner Regierung.“

Unvergessen ist Ihre Rede in der Knesset. 2008 sagten Sie im israelischen Parlament: „Diese historische Verantwortung Deutschlands ist Teil der Staatsräson meiner Regierung.“



Dr. Merkel und Dr. Schuster.

Fotos (3): © Bundesregierung Jeco Denzel.

nes Landes. Das heißt, die Sicherheit Israels ist für mich als deutsche Bundeskanzlerin niemals verhandelbar.“ Das Schlüsselwort in diesem Zitat ist aus meiner Sicht: niemals. Sie sagten, die Sicherheit Israels sei niemals verhandelbar. Das bedeutet, dass sie auch für kommende Generationen nicht verhandelbar ist.

Dieses Verantwortungsbewusstsein für Israel, resultierend aus der deutschen Geschichte, muss auch dann noch Bestand haben, wenn längst andere Generationen die politische Verantwortung im Land übernommen haben!

Ihr historisches Verantwortungsbewusstsein war ebenfalls zu spüren, als Bundeskanzlerin Angela Merkel 2012 die Ratsversammlung des Zentralrats der Juden in Frankfurt besuchte. Sie erhielt Standing Ovationen. Denn uns Delegierten aus den jüdischen Gemeinden und Landesverbänden war völlig klar: Ohne diese Bundeskanzlerin wäre es nicht dazu gekommen, dass der Bundestag mit großer Mehrheit das Beschneidungsgesetz verabschiedet hätte.

Nach dem unseligen Urteil des Landgerichts Köln hatte sich mein Amtsvorgänger Dieter Graumann sehr schnell mit der Bundeskanzlerin in Verbindung gesetzt. Denn wenn es geltendes Recht geworden wäre, dass die Beschneidung als Körperverletzung eingestuft und daher verboten worden wäre, dann wäre jüdisches Le-

ben in Deutschland unmöglich geworden. Doch selbst eine Angela Merkel hätte das Beschneidungsgesetz nicht alleine durchsetzen können. Ganz entscheidend war nach dem Urteilsspruch die Haltung der beiden christlichen Kirchen. Sie stellten sich sofort an die Seite der jüdischen Gemeinschaft, und damit, im Übrigen, auch natürlich an die Seite der Muslime.

Neben der interreligiösen Verständigung war und ist der Bundeskanzlerin die Bekämpfung des Antisemitismus besonders wichtig. Daher hatte sie auch ein offenes Ohr, als wir ihr vorschlugen, nach der Bundestagswahl 2017 einen Antisemitismus-Beauftragten zu berufen. Denn der Kanzlerin war klar, dass es weiterer Anstrengungen bedarf, um den Antisemitismus zurückzudrängen.

Es ist ein deutlicher Fortschritt, dass wir mit Felix Klein einen engagierten Beauftragten für das jüdische Leben und den Kampf gegen Antisemitismus auf Bundesebene haben und dass in den Bundesländern ebenfalls Beauftragte berufen wurden. Sie gehen nicht nur praktische Maßnahmen an, sondern sie sensibilisieren die Bürger für das Thema.

Abschließend möchte ich noch den Besuch der Kanzlerin in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau im Dezember 2019 erwähnen. Sie fanden dort sehr eindringliche Worte, die ich noch einmal wiedergeben möchte:

„(...) Wir erleben einen besorgniserregenden Rassismus, eine zunehmende Intoleranz, eine Welle von Hassdelikten. Wir erleben einen Angriff auf die Grundwerte der liberalen Demokratie und einen gefährlichen Geschichtsrevisionismus im Dienst einer gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit. (...) Gerade Auschwitz mahnt und verpflichtet jeden Einzelnen von uns, täglich wachsam zu sein, Menschlichkeit zu bewahren und die Würde unseres Nächsten zu schützen.“

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, für uns, die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, bedeutet es sehr viel, dass Sie Auschwitz besucht und dort diese Worte gesprochen haben!

Es sind keine leichte Zeiten. Doch gerade deshalb möchte ich zum Schluss auf eine Eigenschaft von Angela Merkel eingehen, die ich wichtig finde: Das ist ihr Humor. Sie alle kennen den Spruch: Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Das ist, wenn man so will, das Grundprinzip des jüdischen Humors. Es steckt auch eine gute Portion Trotz und Kampfgeist darin. Und, gestatten Sie mir bitte diese Bemerkung, sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, ich habe den Eindruck, dass Sie, was den Humor angeht, fast ein wenig jüdisch sind. Ich gratuliere noch einmal ganz herzlich und wünsche Ihnen für den neuen Lebensabschnitt beruflich und persönlich alles Gute!



Übergabe der Buber-Rosenzweig-Medaille durch die Katholische DKR-Präsidentin Margaretha Hackermeier und Rabbiner Andreas Nachama.

Rede von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel zur Verleihung der Ehrendoktorwürde des Israel Institute of Technology am 10. Oktober in Israel

Ich möchte mich ganz herzlich für den freundlichen Empfang bedanken. Und ich möchte mich auch dafür bedanken, dass Sie die Reise von Haifa hierher, nach Jerusalem, gemacht haben. Die Entscheidung des Rates liegt ja schon eine Weile zurück. Wir haben oft hin und her überlegt, wann die Verleihung stattfinden kann. Dann kam auch noch Covid-19 dazwischen; und die Reisemöglichkeiten wurden noch enger. Umso mehr freue ich mich, dass wir heute nun doch auf israelischem Boden diese Verleihung vornehmen können. Ich weiß aber zu schätzen – Wissenschaftler sind sehr beschäftigt –, dass Sie sich die Zeit auch für diese Reise genommen haben.

Ich bin sehr tief bewegt und dankbar dafür, dass Sie mir die Ehrendoktorwürde des Technion, des Israel Institute of Technology, verleihen. Damit darf ich nun Ihrer traditionsreichen Hochschule eng verbunden sein. Sie haben ja eben noch einmal dargelegt, welche Verbindungen es gibt. Diese lassen mich als in meiner früheren Wissenschaftszeit sehr irdische Wissenschaftlerin erleben; denn Albert Einstein zu verstehen, war schon immer eine große Sache, aber zu sehen, dass man mit ihm sozusagen auch noch durch das Technion verbunden ist, ist eine wirklich bewegende Sache. Aber ich denke, diese Auszeichnung unterstreicht auch die besondere Verbundenheit unserer beiden Länder Israel und Deutschland.

Schon 36 Jahre vor der Gründung des Staates Israel waren nicht zuletzt deutsche Juden am Aufbau des „Technikums“, wie das Institut anfangs hieß, beteiligt.

Der Blick in die Geschichte zeigt, dass damals sehr viele sich vom Traum einer jüdischen Heimat leiten ließen und in die Zukunft investierten. Das war zu einer Zeit, als Juden vielerorts in der Welt der Zugang zu technischen Studien verwehrt war. In Haifa aber wurden damals schon die wissenschaftlichen Grundlagen vermittelt, die für den Aufbau eines Staates Israel unabdingbar waren. Das, wofür Israel auch heute bezüglich seiner Leistungsfähigkeit bekannt ist, ist ja genau diese wissenschaftliche Fähigkeit, diese technische Fähigkeit. Deshalb war das damals ein wirklich kühnes Unterfangen, ein visionäres Unterfangen. Aber wir wissen, dass es heute reiche Früchte trägt und auch schon vorher eine Weile lang trug. Mit dem Grundstein für das Technion war also gleichsam der Grundstein für die Hightechnation Israel gelegt.

Nicht unerwähnt lassen dürfen wir natürlich, dass in den 1930er Jahren viele Juden im Technion Aufnahme fanden, denen in Deutschland während des Nationalsozialismus Verfolgung und Ermordung drohten. Nach dem Zivilisationsbruch der Shoa schien es undenkbar zu sein, Beziehungen zwischen Israel und Deutschland zu knüpfen. Dass trotzdem 1965 diplomatische Beziehungen aufgenommen wurden, gleicht für mich auch heute noch einem Wunder.

Ich komme gerade von einem Besuch in Yad Vashem. Dort wird uns vor Augen geführt, was damals passiert ist. Sie dürfen davon ausgehen, dass meine Bundesregierung – aber auch jede zukünftige Bundesregierung – sich der Verant-

wortung für die Shoa bewusst sein wird. Die Annäherung auf dem Weg der Wissenschaft erfolgte schneller als auf dem politischen Weg. Sie war sozusagen eine Vorreiterin. Die ersten Kontakte gab es bereits Anfang der 1950er Jahre und führten schließlich zu einer Israelreise einer Delegation der Max-Planck-Gesellschaft, zu der das Weizmann Institute of Science 1959 eingeladen hatte. Das war der Auftakt zu umfassenden Kooperationen in den Folgejahren.

Aus der gemeinsamen Überzeugung, dass Austausch und Zusammenarbeit wissenschaftlichen Fortschritt fördern, wurde eine gemeinsame Erfahrung – eine Erfahrung, die Sie auch hier im Technion machen. In Haifa betreiben Israelis und Deutsche gemeinsam Forschung auf höchstem Niveau, in Ingenieurwissenschaften wie auch in Natur- und Lebenswissenschaften. Am Technion sind zwei der 22 Minerva-Forschungszentren eingerichtet, die es in Israel gibt und die vom Weizmann-Institut mit gefördert werden.

Besonders wichtig finde ich, dass sich auch dem wissenschaftlichen Nachwuchs gute Möglichkeiten zum Austausch bieten, zum Beispiel über das Life Science Netzwerk. Es fördert und ermöglicht Forschungsaufenthalte deutscher und israelischer Studierender und Doktoranden im jeweils anderen Land. Ich glaube, wir sind uns einig, dass sich dieses Programm seit Jahren einer großen Beliebtheit erfreut – inzwischen einer so großen Beliebtheit, dass es das Bundesland Niedersachsen mittlerweile für alle Hochschulfachbereiche fortführt. Das ist also auch eine Initiative von Bund und Bundesländern in Deutschland.

Wie wichtig gute internationale Zusammenarbeit in der Forschung ist, zeigt uns natürlich auch die Coronaviruspandemie. Die Schnelligkeit, mit der Impfstoffe erforscht und entwickelt wurden und mit der wir jetzt auch Erfahrungen darüber sammeln, wie diese Impfstoffe wirken, ist beispiellos. Wir haben in einer Mischung aus Bewunderung und auch ein bisschen Sehnsucht darauf, dass es bei uns auch so schnell gehen möge, der Impfkampagne in Israel zugeschaut. Aber wir bewundern vor allen Dingen, wie Sie hier Daten sammeln und damit der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Impfwirkung weltweit dienen. Das ist ein wichtiger Beitrag im Kampf gegen das Virus. Allein am Technion wird in 50 Laboren an Lösungen zur Bekämpfung der Pandemie geforscht. Aber auch bei vielen anderen Entwicklungen und Innovationen blicken wir natürlich mit großem Interesse nach Israel.



Die Bundeskanzlerin und der Evangelische DKR-Präsident Friedhelm Pieper.

In meiner Amtszeit als Bundeskanzlerin war es mir stets wichtig, Wissenschaft und Forschung zu fördern – nicht nur, weil ich von der Ausbildung her Physikerin bin, sondern auch als Politikerin. Dass es wissenschaftliche Erkenntnisse sind, die technologischen, wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt antreiben und häufig erst ermöglichen, hat, glaube ich, niemand so treffend zum Ausdruck gebracht wie der erste Präsident des Staates Israel, Chaim Weizmann: „Intelligenz ist der einzige Rohstoff, über den wir verfügen.“ Das sagte er; und das gilt nicht nur für Israel, sondern es gilt im Wesentlichen auch für Deutschland. Ich habe daher auch immer wieder Ihre Ausgaben hier im Lande für Forschung und Entwicklung als Beispiel erwähnt, um sie auch in Deutschland zu steigern.

Intelligenz ist eine Ressource – und Ihr Institut, das Technion, trägt maßgebend dazu bei, dass es auch eine sich immer wieder erneuernde Ressource bleibt. Im Gegensatz zu anderen Rohstoffen gehen Intelligenz und Wissen ja nicht zur Neige, wenn wir sie nutzen und fördern und wenn wir ordentlich arbeiten und forschen.

Ich glaube, wir sind uns einig, dass die Welt voller Fragestellungen ist, die wir noch zu beantworten haben. Das Virus und die Pandemie gehören dazu. Es gibt den Klimawandel, die Digitalisierung, die Globalisierung. Angesichts all dessen ist es wirklich geboten, wissenschaftlichen Sachverstand und Ressourcen international zu bündeln und Synergien zu schaffen. Es ist allerdings auch geboten, dass Politik wissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt. Auch wenn man alles darüber weiß, aber trotzdem nicht danach handelt, nutzen sie nichts.

Ich freue mich jedenfalls über die vielfältigen Wissenschaftskooperationen zwischen Israel und Deutschland. Und ich bin dankbar dafür, dass unsere beiden Länder auch über wissenschaftliche Beziehungen hinaus eine enge Partnerschaft pflegen. Ich darf das heute auch mit der Gastfreundschaft der israelischen Regierung wieder erleben. Wir haben seit 2008 insgesamt sieben deutsch-israelische Regierungskonsultationen durchgeführt. Das ging zurück auf einen Vorschlag eines früheren Botschafters in Deutschland, nämlich von Herrn Stein, der sagte: Lasst uns unsere Beziehungen doch auf etwas breitere Grundlagen stellen. Wir haben das gemacht. Heute konnten wir zwar keine weitere Regierungskonsultation durchführen, aber ich durfte an einer Sitzung des israelischen Kabinetts teilnehmen. Das war mir natürlich eine außerordentliche Ehre. Ich freue mich, dass so viele Frauen wie noch nie im israelischen Kabinett sind. Die Diversi-

tät des Kabinetts übersteigt die Diversität deutscher Koalitionsregierungen. Trotzdem ist ja offensichtlich Zusammenarbeit möglich.

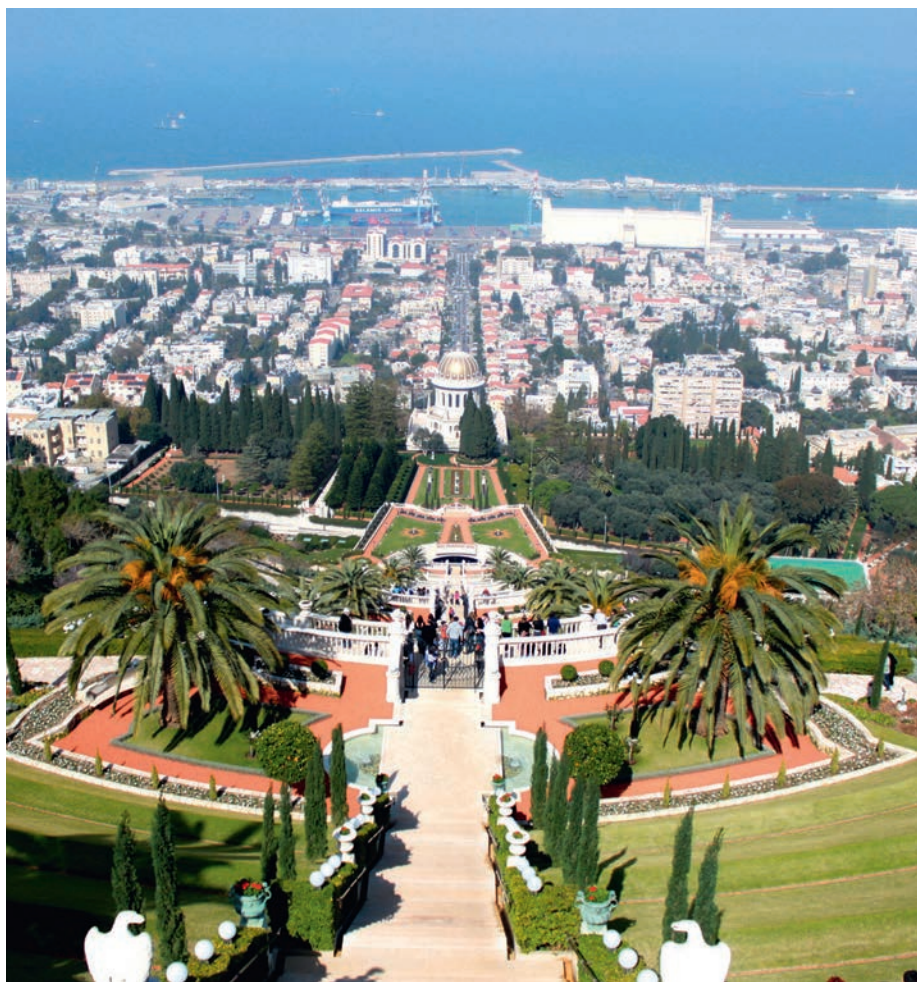
Über die Jahre und Jahrzehnte hinweg scheint uns eine enge deutsch-israelische Zusammenarbeit selbstverständlich geworden zu sein. Doch das ist sie nicht. Wir dürfen eben nicht vergessen, dass Deutschland nur im Bewusstsein seiner immerwährenden Verantwortung für den Zivilisationsbruch der Shoa eine wirklich gute Zukunft gestalten kann. Wir wissen aber angesichts bitterer Vorfälle, die es gerade in den letzten Tagen wieder in Deutschland gegeben hat, dass Phänomene wie Antisemitismus, Gewalt und Hass eben nicht aus der Welt verschwunden sind und dass Lehren aus der Geschichte nicht dafür ausreichen, dass solche Vorfälle heute nicht mehr vorkommen.

Die gewachsene und gefestigte Partnerschaft unserer beiden Länder gründet auf dem Engagement sehr vieler Frauen und Männer in der Politik, der Kultur, der Wirtschaft und natürlich der Wissenschaft. Ich bin sehr dankbar dafür, dass Sie im Technion mit Ihrer Forschungsarbeit jeden Tag einen wichtigen Beitrag dazu leisten. Sie leben, beleben und teilen wissenschaftliche Exzellenz. Sie bringen immer wieder Menschen zusammen

und tauschen sich aus. Sie bauen damit Brücken des Vertrauens und des Fortschritts.

Nun bin ich Ihrer Hochschule durch diese Ehrendoktorwürde verbunden. Das ist – ich will das abschließend noch einmal sagen – für mich eine große Ehre. Wenn es meine Gesundheit zulässt, dann werde ich – so habe ich es all denen, die mir schon eine Ehrendoktorwürde verliehen haben, versprochen; und das gilt jetzt auch für das Technion in Haifa – noch einmal kommen, um auch mit Studierenden zu sprechen und zu diskutieren. Ich glaube, das gehört auch dazu, dass man nicht einfach nur eine Urkunde nach Hause trägt, sondern auch versucht, ein bisschen zu verstehen, was die akademische Welt ist und die Welt der jungen Menschen, die dort studieren.

Dem Technion und allen, die hier arbeiten, forschen, lehren und studieren, wünsche ich weiterhin alles erdenklich Gute und viel Erfolg. Dass ein Nobelpreisträger heute hier dabei ist, zeigt ja, auf welch hohem Niveau Sie arbeiten. Auch dazu gratuliere ich Ihnen. Alles Gute und hoffentlich irgendwann auf ein Wiedersehen. Vielleicht wird es nicht so lange wie zwischen 2016, der Entscheidung des Rates, und dem heutigen Tag dauern, bis das möglich wird, aber ich freue mich, dass es heute gelungen ist.



Blick auf Haifa.

Foto: © MARE

DenkOrt Deportationen – zweite Eröffnung

Ende September „eröffnete“ der Würzburger Verein DenkOrt Deportationen weitere Koffer-Denkmäler vor dem Würzburger Hauptbahnhof (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN Nr. 142 vom 18. September 2020). Dabei wurden an der im Sommer 2020 eröffneten zentralen Deportations-Gedenkstätte für Unterfranken 32 neue „Gepäckstücke“ hinzugefügt. Weitere unterfränkische Gemeinden werden noch mit eigenen „Ge-

päck-Beiträgen“ folgen, denn die Gemeinden Unterfrankens sind gefragt, für ihre früheren jüdischen Gemeinden einen Koffer, Rucksack oder eine Deckenrolle beizutragen.

Einen neuen Akzent setzte diesmal ein „Kinderwagen“, der aus Theilheim beigesteuert wurde. Er war angeregt durch ein Foto von der dritten Deportation, das eine Theilheimerin mit Kinderwagen zeigt. Darin lag die eineinviertel Jahre

alte Hanna Klein, die damals auch in den Tod geschickt wurde.

Neben den Reden des Würzburger Oberbürgermeisters Christian Schuchardt und des Zentralratsvorsitzenden Dr. Josef Schuster kam für die Landräte Unterfrankens Florian Töppner, der Schweinfurter Landrat, zu Wort. Dieses Mahnmal wollten auch die Landkreise unterstützen und so ihrer Verantwortung gerecht werden. Zehranur Manzak sprach für das Würzburger Bündnis für Zivilcourage und Demokratie, das Jugendlichen bewusst machen will, dass mutiges Verhalten für Menschen, die an den Rand gedrängt werden, heute besonders wichtig ist. Takayo Miura, eine Drechslerin aus Bad Kissingen, hob den Beitrag ihrer Drechslerklasse hervor. Mehrere Gepäckrollen des DenkOrtes stammen von ihren Klassenkameraden. Der Würzburger „DenkOrt“ wurde bereits mehrfach ausgezeichnet. Im Mai erhielt er den Würzburger Antonio-Petrini-Preis. Den Kulturpreis der Bayerischen Landesstiftung erhielt der Verein DenkOrt Deportationen e.V. für einen „in mehrfacher Hinsicht innovativen und nachhaltigen Lern- und Erinnerungsort“ im Juli, und im August zeichnete Würzburg den DenkOrt mit einer Kulturmedaille für 2021 aus.

bere.



DenkOrt Deportationen am Würzburger Hauptbahnhof.

© DenkOrt Deportationen e.V.

Jugendaustausch Israel

MÜNCHEN Junge Menschen aus Bayern sollen die Möglichkeit erhalten, während ihrer Schul- und Ausbildungszeit die Welt kennenzulernen. Mit diesem Ziel hat das bayerische Kabinett im Sommer die Gründung der Stiftung „Jugendaustausch Bayern“ beschlossen. Die Stiftung will die Träger des Jugendaustausches in Bayern zusammenführen, sie unterstützen sowie in ausgewählten Einzelprojekten und Programmen fördern. Mit der konstituierenden Sitzung des Stiftungs-Kuratoriums wurde Ende Oktober ein weiterer Meilenstein erreicht.

Dazu erklärte die Staatsministerin für Europaangelegenheiten und Internationales, Melanie Huml: „Mit unserer neuen Stiftung ‚Jugendaustausch Bayern‘ wollen wir jedem Jugendlichen die Chance geben, ins Ausland zu kommen. Sie sollen dort Kontakte knüpfen, Barrieren abbauen, andere Kulturen und auch andere Sprachen kennenlernen.“

Als Schwerpunktland soll zunächst neben Tschechien, England, Südosteuropa und Afrika auch Israel in den Blick genommen werden. „Mit der Stiftung setzt Bayern



Das neue Kuratorium „Stiftung internationaler Jugendaustausch“, von links: Dr. Christof Prechtel, stellvertretender Hauptgeschäftsführer der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, der Landesschülersprecher Moritz Meusel, Konsulin Eموke Barabas, Generalkonsulat Ungarn, Thomas Rudner, Geschäftsführung Stiftung, Staatsministerin Melanie Huml, Dr. Jörg Neubauer, Berufsschule Bamberg, BJR-Präsident Matthias Fack, Mirjam Eisele, Geschäftsführung Stiftung, und der Antisemitismus-Beauftragte Dr. Ludwig Spaenle MdL.

ein Zeichen für die länderübergreifende Begegnung von jungen Menschen. Wenn sich junge Leute aus Bayern und Israel kennenlernen, ihre Lebenssituation und die Rahmenbedingungen dafür selbst erleben und darüber sprechen, dann ist das ein Weg, um die künftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel maßgeblich mitzugestalten“, sagt der bayerische Antisemitismus-Beauftragte Dr. Ludwig Spaenle. „Die Jugendlichen werden z. B. erfahren, dass Israel ein moderner demokratischer Staat ist, dessen Existenzrecht von manchen Nachbarn allerdings in Frage gestellt wird. Und israelische Jugendliche treffen auf Gleichaltrige

aus Bayern, die vielfach die gleichen Interessen und ähnliche Anschauungen haben. Das verbindet.“

Das nun neu gegründete Kuratorium setzt sich aus Vertretern der Zielgruppen und dem Trägerkreis des Jugendaustauschs in Bayern zusammen. Vertreten sind die bayerische Wirtschaft, Vertreter von Schülerschaft und Lehrkräften, aber auch der Bayerische Jugendring und der Beauftragte der Staatsregierung gegen Antisemitismus.

Die Stiftung wird bis 2031 schrittweise mit insgesamt 30 Millionen Euro ausgestattet. Die Geschäftsführung liegt in den Händen von Thomas Rudner, bislang zu-

ständig für das Koordinierungszentrum deutsch-tschechischer Jugendaustausch, und Mirjam Eisele. Sie arbeitete bisher für Bayern International und betreute dort unter anderem die Beziehungen zu Israel. „Mit der Stiftung Jugendaustausch schaffen wir hervorragende Chancen für die Jugendlichen in Bayern“, sagt Ministerin Melanie Huml. „Wir fördern das Zusammenwachsen in Europa und der Welt. Und wir setzen ein kraftvolles Signal, da uns das Verständnis für andere Kulturen, Sprachen und internationale Zusammenhänge wichtig ist.“ Interessenten erreichen die Stiftung auf www.internationaler-jugendaustausch-bayern.de. Benno Reicher

Sulzbacher Tora

AMBERG Nach aufwendiger Restaurierung wurde die Sulzbacher Tora aus dem Jahre 1793 in der Holocaust-Gedenkstunde im Januar im Deutschen Bundestag vollendet (siehe dazu: JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN Nr. 144 vom 26. März 2021). Mitte Oktober kehrte die Tora-Rolle zurück in die Oberpfalz. Nach einer Feier im Amberger Congress Centrum begleiteten Gemeindeglieder und Gäste die Tora mit Tanz und Musik in die Synagoge. Eingebunden war die Veranstaltung in das Jahresprogramm „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“.

Schirmherrin der Festlichkeiten war die bayerische Landtagspräsidentin Ilse Aigner. In ihrem Grußwort erklärte sie zum Jahresprogramm: „Wenn etwas zu Deutschland gehört, dann ist es das Judentum. Es war da, bevor es den Staat gab, den wir heute Deutschland nennen. Es war da, bevor es hier Deutsche gab. Es war da, bevor es hier Christen gab.“ In Bayern seien jüdische Menschen deshalb nicht etwa der „fünfte Stamm“: „In Bayern leben jüdische Menschen seit gut 1.000 Jahren – länger als Altbayern, Franken, Schwaben und Sudetendeutsche. Genau genommen sind die Juden nach den Bajuwaren sogar der zweite Stamm.“ So sei es treffender von jüdischen Altbayern, Franken, Schwaben und Oberpfälzern zu sprechen. „Denn Bayern ist jüdisch im Herzen!“

Der Festakt sei deshalb von großer Bedeutung: „Wenn wir heute hier eine Tora-Rolle heimbringen, deren Patinnen und Paten alle deutschen Verfassungsorgane sind, dann ist das eine Heilige Schrift und es ist zugleich ein heiliges, entschlossenes Bekenntnis zum jüdischen Leben, zum jüdischen Herzen unseres Landes!“ Die 1.700 Jahre stünden auch für unzählige jüdische Menschen, die den Weg unseres Landes vom Agrarland zum Industriestaat entscheidend mitgeebnet haben. Gerade auch in Bayern gäbe es zahlreiche Beispiele für Jüdinnen und Juden, die einen wesentlichen Anteil an dem haben, was

heute typisch bayerisch ist, erklärte die Landtagspräsidentin.

„Etwa die Tracht. Zwei jüdischen Schneidern, den Brüdern Moritz und Julius Wallach, verdanken wir, dass das Dirndl-gwand überhaupt salonfähig wurde. Sie belieferten sogar den bayerischen Königshof. In der NS-Zeit mussten sie ihre florierende Firma für einen Spottpreis verkaufen. Nehmen wir das Oktoberfest. Die elektrische Beleuchtung der Wiesen sowie der Schwabinger Straßen und der Salvatorbrauerei beruhte auf der Gleichstrom-Pionierleistung des Vaters und des Onkels Albert Einsteins, die in München die Elektrotechnische Fabrik J. Einstein & Cie führten.

Und damit zum Bier. Als die Löwenbräu AG, damals eine der größten Brauereien, vor dem Ruin stand, rettete sie Joseph Schüle, der jüdische Besitzer der Unionsbrauerei Schüle & Cie. Dann der Freistaat selbst. Auch wenn es mitunter unterschlagen wird: Der Freistaat Bayern wurde von einem jüdischen Sozialisten begründet, Kurt Eisner, der war übrigens mitnichten ein radikaler Räterepublikaner. Er war vielmehr ein überzeugter Anhänger der parlamentarischen Demokratie.“

Nach 1700 Jahren sei es an der Zeit, erklärte Ilse Aigner, dass dieses Land für seine jüdischen Bürgerinnen und Bürger eine unbedingte und unhinterfragte Heimat ist. Dafür übernehme sie als Landtagspräsidentin Verantwortung – als Politikerin, als Demokratin, als Mensch.

Zum ersten Mal wurde im Rahmen der Feierlichkeiten der Wolf-Schlessinger-Preis vergeben. Die jüdische Gemeinde ehrt damit Menschen, die sich um die gemeinsame deutsch-jüdische Geschichte sowie die jüdische Gemeinde besonders verdient gemacht haben. Die ehemalige Bundestagsabgeordnete und Amberger Bürgermeisterin Barbara Lanzinger erhielt die Auszeichnung für ihr Engagement bei der aufwändigen und kostspieligen Restaurierung der jetzt wieder zurückgekehrten Tora-Rolle. Und beim Amberger Kreisheimatpfleger Dieter Dörner würdigte die israelitische Kultusgemeinde dessen profunde historische Kenntnis der jüdischen Geschichte der Region, zu der er auch mehrere Publikationen veröffentlicht hat.

Wir dokumentieren die Festrede der Landtagspräsidentin in Auszügen.

bere.



Die Sulzbacher Tora wird in die Amberger Synagoge gebracht. © Petra Hartl Oberpfalz Medien

Synagoge Reichenbachstraße

Die Münchner Synagoge in der Reichenbachstraße, unweit des Gärtnerplatzes in einem Hinterhof, feierte in diesem Jahr ihr 90-jähriges Bestehen. Das eindrucksvolle Gebäude des Architekten Gustav Meyerstein wurde 1931 für die meist osteuropäischen Zugewanderten der umliegenden Isarvorstadt errichtet. Die „Reichenbachschul“ war neben der liberal-konservativen Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße und der orthodoxen Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße einer von drei großen Synagogenbauten in München und der letzte neu errichtete sakrale Bau Münchens vor 1933.

Während des November-Pogroms 1938 verwüsteten Nationalsozialisten auch diese Synagoge und zündeten sie an. Wegen der Gefahr für die umliegenden Gebäude wurde das Feuer aber gleich wieder gelöscht und die Synagoge in den folgenden Jahren zweckentfremdet genutzt.

Nach 1947 konnte die Jüdische Gemeinde, die zu diesem Zeitpunkt aus Überlebenden der Shoa, meist aus Osteuropa, bestand, die Synagoge wieder einweihen. Sie wurde zur Hauptsynagoge der israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern bis zum Umzug 2006 in die neue Synagoge am St.-Jakobs-Platz. 2013 ergriff die Literaturwissenschaftlerin und Gründerin der Literaturhandlung, Rachel Salamander, die Initiative zur Sanierung



Rachel Salamander mit den bayerischen Regierungsvertretern Florian Herrmann und Michael Piazzolo (Mitte).
Foto: StMUK, Alexandra Beier

der Synagoge und gründete gemeinsam mit Ron C. Jakubowicz den Verein „Synagoge Reichenbachstraße e.V.“. Seither setzt sich der Verein für die Wiederherstellung der Synagoge in ihren originären Zustand von 1931 ein.

„Die Synagoge gehört zu den bedeutendsten Sakralbauten Münchens und ist mit

ihrem Stil der neuen Sachlichkeit ein Juwel der internationalen Baugeschichte“, sagt Dr. Salamander. „Die Sanierung der Synagoge bewahrt der jüdischen Gemeinschaft den einzig erhaltenen Vorkriegsbau des Münchner Judentums und gibt der Stadt München und ihren Bürgern ein einzigartiges Kunstdenkmal zurück.“

Die Synagoge befindet sich bereits im Umbau. Ihre Sanierung erfolgt vor allem mit Mitteln der Bundesrepublik Deutschland, des Freistaats Bayern und der Landeshauptstadt München sowie aus privaten Spenden.

Bei einer Ortsbegehung mit dem bayerischen Kultusminister Michael Piazzolo und Staatskanzleichef Florian Herrmann im Oktober stellte Rachel Salamander die Baumaßnahme vor. Dazu erklärte der Staatskanzleichef: „Die Synagoge Reichenbachstraße wird neu entstehen und ein starkes Zeichen setzen. Jüdische Kultur und jüdisches Leben, auch dieses Gotteshaus, haben einen zentralen Platz in unserer Gesellschaft. Dafür setzen wir uns mit großem Engagement ein und wollen dies auch sichtbar machen. Es ist uns ein wichtiges Anliegen und historische Verpflichtung, einen wesentlichen Beitrag zur Renovierung der Synagoge leisten zu können.“

Piazzolo würdigte das herausragende Engagement des Vereins „Synagoge Reichenbachstraße“: „Ich danke Rachel Salamander, die zusammen mit Ron C. Jakubowicz den Verein 2013 gründete, für ihren beispielhaften Einsatz, die Synagoge in ihren originären Zustand von 1931 zu versetzen.“

Benno Reicher



Bei einer Ortsbegehung mit Projektbeteiligten in der Synagoge Reichenbachstraße, von links: Ulrike Heikhaus, Kuratorin Jüdisches Museum, Werner Karg, Bayerisches Kultusministerium, Architekt Wolfgang Sattler, Dietmar Müller-Elmau vom Synagogenverein, Bernhard Purin, Leiter Jüdisches Museum München, Staatsminister Michael Piazzolo, Rachel Salamander, Vorsitzende Verein Synagoge Reichenbachstraße, Staatsminister Florian Herrmann, Ron C. Jakubowicz, Ko-Vorsitzender Synagogen-Verein und Anton Biebl, Kulturreferent München.
Foto: StMUK, Alexandra Beier

Justizminister Eisenreich

Bayern verstärkt Strukturen im Kampf gegen Judenhass

MÜNCHEN Bayerns Justizminister Georg Eisenreich hat im Oktober den neuen Zentralen Antisemitismus-Beauftragten der bayerischen Justiz vorgestellt. Oberstaatsanwalt Andreas Franck bei der Generalstaatsanwaltschaft München ist Deutschlands erster Spezialstaatsanwalt zur Bekämpfung jüdenfeindlicher Straftaten. Eisenreich: „Die Zahl der antisemitischen Straftaten in Europa, in Deutschland und auch in Bayern steigt. Deshalb haben wir unsere Strukturen optimiert. Die bayerische Justiz duldet keine Angriffe auf Jüdinnen und Juden und geht konsequent gegen Antisemitismus vor. Ich freue mich, dass wir mit Andreas Franck einen bestens vernetzten Experten für das Amt des Zentralen Antisemitismus-Beauftragten gewinnen konnten.“

Dr. Ludwig Spaenle, der Beauftragte gegen Antisemitismus der bayerischen Staatsregierung, ergänzt: „Staatsminister Eisenreich setzt mit der Entscheidung, einen Antisemitismus-Beauftragten für den gesamten Zuständigkeitsbereich der Justiz in Bayern einzusetzen, ein klares Zeichen: Der Staat schützt Jüdinnen und Juden vor antisemitischen Straftaten und stärkt zugleich die Sensibilität der in der Justiz tätigen Frauen und Männer, antisemitische Motivlagen, Äußerungen und Handlungen zu erkennen und diese bei der Reaktion darauf einzubringen.“

ZET München

Der neue Zentrale Antisemitismus-Beauftragte für die bayerische Justiz wird hauptamtlich und in enger Zusammenarbeit mit den drei bereits bestehenden Antisemitismus-Beauftragten bei den Generalstaatsanwaltschaften Bamberg, München und Nürnberg das besondere Engagement der bayerischen Justiz bei der Bekämpfung antisemitischer Straftaten übergeordnet für ganz Bayern koordinieren. Er ist bei der Zentralstelle zur Bekämpfung von Extremismus und Terrorismus der Generalstaatsanwaltschaft München (ZET) angesiedelt.

Dadurch kann er selbst Ermittlungsverfahren wegen antisemitischer Straftaten führen. Er ist bayernweit für Verfahren mit besonderer Bedeutung zuständig und wird künftig aufgrund seines landesweiten Überblicks darauf hinwirken, dass typische Ausprägungen antisemitischer Kriminalität noch gezielter verfolgt werden können. Zudem wird er zentraler Ansprechpartner für externe Stellen wie den Zentralrat der Juden oder der Israelischen Kultusgemeinde München und Oberbayern sein.

Eisenreich stellte zudem gemeinsam mit Dr. Annette Seidel-Arpaci, Leiterin der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus Bayern (RIAS Bayern), ein neues Online-Meldeverfahren vor. Künftig wird RIAS Opfern jüdenfeindlicher Online-Straftaten zusätzlich die Möglichkeit bieten, diese Straftaten zu melden. Die Meldung erfolgt, wenn die Betroffenen das wünschen, über einen für RIAS eingerichteten Online-Zugang direkt an die ZET bei der Generalstaatsanwaltschaft München. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von RIAS wurden bereits von der Generalstaatsanwaltschaft München im Juni dieses Jahres für das Online-Meldeverfahren geschult.

Dazu erklärt Dr. Annette Seidel-Arpaci: „RIAS Bayern ist eine unabhängige, zivilgesellschaftliche Stelle, die antisemitische Vorfälle aufnimmt, dokumentiert und den Betroffenen Unterstützung anbietet, etwa Verweisberatung oder auch Unterstützung bei Anzeigenstellung, sofern es um Straftaten geht und die Betroffenen dies wünschen. Daher stehen wir im steten Austausch mit den Antisemitismusbeauftragten der Generalstaatsanwaltschaften. Bei antisemitischen Anfeindungen und Bedrohungen, die online stattfinden, können wir Betroffenen, die dies ausdrücklich wünschen, nun auf kurzem Weg eine Anzeigemöglichkeit bieten.“

Der Minister ergänzt: „Wir in Deutschland haben eine besondere Verantwortung für Jüdinnen und Juden. Deshalb darf es bei uns keinen Platz für Judenhass geben. Aus dieser Überzeugung und Verantwortung führt die bayerische Justiz den Kampf gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus entschlossen und konsequent.“



Justizminister Georg Eisenreich

Die bayerische Justiz geht mit einem Bündel an Maßnahmen gegen antisemitische Straftaten vor und hat schlagkräftige Ermittlungsstrukturen geschaffen. 2017 nahm die Zentralstelle zur Bekämpfung von Extremismus und Terrorismus (ZET) bei der Generalstaatsanwaltschaft München ihre Arbeit auf. Inzwischen wurde die Ermittlerzahl verdoppelt.

Sie hat insgesamt bereits mehr als 1.000 Verfahren im Bereich Extremismus und Terrorismus eingeleitet. 2018 wurden drei Antisemitismus-Beauftragte der Bayerischen Justiz bei den drei Generalstaatsanwaltschaften München, Nürnberg und Bamberg eingesetzt. Im Januar 2020 wurde Deutschlands erster Hate-Speech-Beauftragter vom bayerischen Justizminister zentral für ganz Bayern bestellt. Parallel dazu wurden Sonderdezernate für die Bekämpfung von Hate Speech bei allen 22 bayerischen Staatsanwaltschaften eingerichtet.

RIAS Bayern

Bei der Bekämpfung von Hasskriminalität kooperiert die bayerische Justiz mit der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien, mit kommunalen Spitzenverbänden und nun mit RIAS Bayern. Alle Kooperationspartner haben Zugang zu einem Online-Meldeverfahren für Online-Straftaten. Damit können Prüfbitten oder Anzeigen schnell und unkompliziert an die ZET bei der Generalstaatsanwaltschaft München übermittelt werden.

Damit antisemitische Motive nicht im Dunkeln bleiben, haben die drei bereits bestehenden Antisemitismus-Beauftragten der Generalstaatsanwaltschaften einen Leitfaden für Staatsanwälte entwickelt. Mit dem Leitfaden können antisemitische Motive leichter entschlüsselt werden (z.B. anhand von Nazi-Jahrestagen oder Codes).

Eine Tochter-Organisation der OECD hat bereits angefragt, ob der Leitfaden an die europäischen Partnerländer verteilt werden könne. Auch Österreich und einige Bundesländer haben Interesse bekundet. Als erstes Bundesland hat Bayern die Arbeitsdefinition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) angenommen. Bayern hat sich auch rechtspolitisch in Berlin eingesetzt: Eine jüdenfeindliche Motivation wird im Gesetz ausdrücklich als strafschärfendes Tatmerkmal genannt. Die Bundesregierung hat den Vorschlag aus dem Freistaat im Jahr 2020 aufgegriffen (§ 46 Absatz 2 Strafgesetzbuch).



Der Chatan unterschreibt die Ketuba, rechts sein Vater, links Rabbiner Brodmann und der Vater der Braut.



Die Kalla und der Chatan werden von ihren Eltern ...



... unter die Chuppa geführt. Fotos (6): © privat.

Eine Traum-Chassene

Von Benno Reicher

Es war die Traum-Chassene des Jahres. Mitte September führten Jutta und Jossi Schuster ihre Tochter Ruth, und Vivian und Harry Schenavsky ihren Sohn David unter die Chuppa. Dort erwartete sie ein gut gelaunter Rabbiner, Shmuel Aharon Brodmann, zum Zelebrieren der traditionellen jüdischen Hochzeit. Vorher schon hatte der Chatan David im engen Kreis die Ketuba unterschrieben.

Nebenan im Chuppasaal warteten derweil 160 Hochzeitsgäste aus Deutschland, von Bayern bis Berlin, aus Israel und Frankreich, aus Kanada und der Schweiz gespannt auf das Brautpaar. Und dann kamen sie. Zuerst David, unter großem Beifall der Gäste und geführt von seinen Eltern. Der sei aber sympathisch, sagte ein Gast, der David noch nicht kannte. Und dann brachten die Eltern von Ruth ihre Tochter, ihr jüngstes Kind, zur Chuppa. Und der Gast, der vorher David sympathisch fand, merkte an, die Kalla sei eine wunderschöne Braut.

Die Hochzeitsgesellschaft war auch begeistert, stand auf und applaudierte kräftig. Nach den Segenssprüchen von Rabbiner Brodmann sagten Davids Cousin Felix Schenavsky, sein Onkel Michael Melcer, Ruths Großcousin David Kotek, Arons Schwager Alexander Grünwald, Davids Cousin Ron Melcer, Ruths Bruder Aron Schuster und der Rabbiner die Sche-wa Brachot.

Im Festsaal begrüßte die englische Musikband „Muzika“ das Brautpaar mit dem traditionellen jüdischen Hochzeitslied Siman Tov we Mazel Tov, die Tanzfläche füllte sich schnell, und die Stimmung im Saal erreichte einen ersten Höhepunkt.

Chatan und Kalla standen in bester körperlicher Verfassung ständig im Mittelpunkt des Tanzgeschehens, ließen sich von ihren Freunden beim Hochzeitstanz auf Stühlen tragen und sie übertrugen ihre ausgelassene Stimmung auf die gesamte Hochzeitsgesellschaft. Kurze Unterbrechungen gab es nur zu den einzelnen Gängen des köstlichen koscheren Hochzeitssessens und zu einigen kurzen Ansprachen.

Ruths Mutter, Jutta Schuster, machte den Anfang: „Wir freuen uns, viele Gäste hier heute Abend begrüßen zu können. Zum Teil haben Sie weite Wege auf sich genommen.“ Besonders begrüßte sie Rabbiner Brodmann, und „wir freuen uns über die Anwesenheit von Davids Großmutter Ruth Melzer.“

In der nächsten Tanzpause folgte Ruths Bruder Aron: „Du begleitest mich nun seit meinem zweiten Lebensjahr. Wir haben

gemeinsam den Kindergarten, die Grundschule und das Gymnasium besucht. Wir beide haben Würzburg, vor allem dessen Nachtleben und Weinfeste lieben und schätzen gelernt und sind bis heute mit unserer Heimatstadt eng verbunden.“ Seine Schwester sei ihm immer ein Stück voraus gewesen. „Bereits während der Schulzeit hast du bei den Zeugnisvergaben stets die Prämien einkassiert, während ich eher leer ausging“, erklärte Aron. „Du bist in Papas Fußstapfen getreten und hast Medizin studiert. Du hast den Schritt ins Ausland gemacht und einige Jahre Schweizer Luft genossen. Ja, und du hast es tatsächlich geschafft, Mama und Papa dazu zu bringen, morgens um 5 Uhr mit einem Pferdeanhänger quer durch die Lande zu reisen und sich dabei von jedem tschechischen Laster auf der Autobahn überholen zu lassen.“

Danach meldete sich, wegen der ausländischen Gäste auf Englisch, der Chatan zu Wort: „Wir sind glücklich, dass ihr, zum Teil von sehr weit, hierher gekommen seid, um mit uns dieses besondere Ereignis zu teilen. Eine Simche ist nicht dasselbe ohne Familie und Freunde, mit denen man lebenslange Erinnerungen teilen wird.“

Dann bedankte David sich mit warmen Worten bei seinen Eltern, die ihn formten und ihm die Welt öffneten. Und zu seiner Großmutter gewandt sagte David: „Liebe Oma, meine Hochzeit wollte und konnte ich mir ohne dich, den Mittelpunkt der Familie, nicht vorstellen. Wie viele wissen, ähnelt sich unser Humor, der bereits Opi, Patrick und nun auch Ruth in die eine oder andere interessante Situation gebracht hat. Wir freuen uns auf viele weitere Simches zusammen mit dir, unserer Queen.“

Auch Ruth, die Kalla, bedankte sich mit berührenden Worten bei ihren Eltern: „Vielen Dank für Eure unendliche Liebe, Unterstützung und auch Geduld. Alles, was ich heute bin, bin ich Dank euch. Ihr habt mir in schwierigen Situationen die nötige Unterstützung gegeben und ja, hierzu zählt auch meine Doktorarbeit, die ohne euch vermutlich nie fertig geworden wäre. Ihr habt Wünsche und Träume wahr werden lassen, auch wenn diese vier Beine hatten und 600 Kilo schwer waren. Ja, die Rede ist vom geliebten Pferd, das du, liebe Mama, zur aktiven Turnierzeit um 5 Uhr morgens auf die verschiedenen Turnierplätze in Unterfranken gefahren hast. Wie man sieht, ich kann mich glücklich schätzen, so tolle Eltern zu haben.“

Ruth dankte auch ihrem Bruder Aron und der Schwägerin Dana: „Ihr habt in den letzten Wochen unglaublich viel organisiert und dazu beigetragen, dass wir heute unsere Traum-Chassene feiern können.“



Gruppenbild mit Eltern.



Der traditionelle Stuhltanz.



Gute Party-Stimmung.

AMBERG

Zur Vorbereitung auf die Hohen Feiertage hat sich unsere Frauengruppe im August zu einem Schiur getroffen. Thema waren die Feiertage und jüdische Gesetze. Dieses Jahr konnten wir wieder für die Feiertage Benjamin Santos vom Berliner Rabbinerseminar gewinnen. Er war ein hervorragender Chasan, betete Schacharit und machte die Kriat Hatora. Das Abendgebet und Mussaf wurden von Rabbiner Dray mit viele Hingabe vorgebetet. Für den Kiddusch konnten die Gemeindemitglieder wählen, ob sie am ersten oder zweiten Abend kommen wollten. Es wurde darauf geachtet, dass jeder einen separaten Teller bekam und der Mindestabstand eingehalten wurde.

Jom Kippur hatten wir ein Minjan für alle Gebete. Höhepunkt war für alle Gemeindemitglieder das Neila-Gebet mit einer Drascha von Rabbiner Elias Dray. Im Anschluss gab es zum Fastenbrechen belegte Brote mit Hering und Lachs.

An Sukkot kamen viele Gemeindemitglieder in die Sukka. Wir hatten für die ersten Tage sehr schönes Wetter. Wegen Corona hatten wir uns entschieden, die Sukka dieses Jahr zu vergrößern, um den Mindestabstand einhalten zu können. Die Gemeindemitglieder wurden zu verschiedenen Mahlzeiten eingeladen. An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank an unsere Köchinnen Almira Sultanov und Inna Kalynychenko.

Am sechsten Tag von Sukkot gab es ein Konzert von Yoed Zorek und Noga Sarah Bruckstein. Das Konzert war ein großer Erfolg. Die Synagoge war voll besetzt. Nach dem Konzert wurden alle in die Sukka eingeladen. Dort bot Rabbiner Soussan allen Gästen Kuchen und ein Lechaim an, und es wurden die vier Arten geschüttelt.

Frau Aleschko und Rabbiner Dray machen jetzt wieder vermehrt Hausbesuche bei Gemeindemitgliedern. Ferner liefert Familie Aleschko jede Woche Lebensmittel von der Tafel an ältere Gemeindemitglieder.

AUGSBURG

Feriencamp

In der Zeit vom 31. Mai bis zum 4. Juni trafen sich Kinder und Jugendliche in der Gemeinde, um Ferien zusammen zu verbringen. Unsere erfahrenen Teamer begleiteten interessante und erlebnisreiche Programme. Die Kinder zeichneten, bastelten, spielten und hatten Spaß von 9 bis 16 Uhr. Die ganze Woche gab es schmackhafte und gesunde warme Speisen zu Mittag. Interessante Ausflüge boten Platz für Abenteuer.

„Meine ältere Enkelin besuchte das ganze Jahr unsere Sonntagsschule“, schrieb eine Großmutter an die Gemeinde: „Deswegen wussten wir, dass ein Sommercamp stattfindet. Nach dem Arbeitstag bin ich in die jüdische Gemeinde gekommen, um Sonja abzuholen. Ich wartete, dass sie zu mir läuft und mich umarmt, aber diesmal war es anders. Sie fragte mich, ob sie noch ein bisschen bleiben kann und warum ich sie so früh abhole.“

Mein Herz jubelte, dass mein Kind sich hier sehr wohl und geliebt fühlt. Während des Sommerferiencamps hatten unsere Kinder viele Aktivitäten. Sie bastelten, malten auf dem Asphalt, tanzten israelische Tänze, sangen jüdische Lieder, lasen Bücher und diskutierten, außerdem gab es jeden Tag Ausflüge und Besuche von städtischen Spielplätzen.

Jeden Abend bekamen wir von den Organisatoren des Sommercamps Nachrichten, was gibt es am nächsten Tag, was ist geplant. Wir, Eltern und Großeltern, beka-

men jeden Tag Bilder von unseren lachenden Kindern und ihren fröhlichen Gesichtern. Wir möchten uns bei allen Organisatoren, Madrichim und Mitarbeiterinnen der Küche bedanken. Vielen Dank, dass Sie mit so viel Liebe und Hingabe arbeiten. Die Eltern und Großeltern.“



Duo Nefesch

Mit freundlicher Unterstützung des Zentralrates der Juden in Deutschland ist es möglich geworden, dass unsere musikalische Gruppe Duo Nefesch im Programmheft für 2022 gelistet ist. Wir wünschen Marjan Abramovitsch und Olga Abdissa viele Konzerte und Einladungen von anderen jüdischen Gemeinden und viel Erfolg.

Am neuen Jüdischen Friedhof

Im Juli 2020 wurde der neue Jüdische Friedhof in Lechhausen in Betrieb genommen. Zur gleichen Zeit wurde bei der Regierung von Schwaben der Antrag für den Neubau eines Taharahauses eingereicht, um eine Bauförderung zu bekommen. Der Freistaat Bayern unterstützt jüdische Gemeinden bei solchen Vorhaben. Im November 2020 hat die Gemeinde einen Antrag auf vorzeitigen Baubeginn gestellt, um mit der Ausführungsplanung beginnen zu können. Der Antrag sowie die Förderung wurden vom Freistaat Bayern genehmigt.



Gemeinde Amberg in der Sukka.



Konzert mit Yoed Zorek in der Amberger Synagoge.

Seit Mitte Juli 2021 laufen auf dem Friedhof bereits Bauarbeiten. Die Bodengutachten- und Vermessungsfirmen haben ihre Leistungen ausgeführt. Die Bodenplatte ist fertig. Demnächst fängt die Baufirma mit Mauerarbeiten an. *Viktoria Kämpf*

Wie bereits bekannt, befinden sich zum heutigen Zeitpunkt im Besitz der Gemeinde drei Friedhöfe (Alter jüdischer Friedhof am Hochfeld, Neuer Ostfriedhof und Jüdischer Friedhof in Kriegshaber). Für die Arbeiten auf den Friedhöfen und die Organisation von Bestattungen wurden bei uns in der Gemeinde die Abteilungen „Chewra Kadischa“ und „Friedhofsverwaltung“ neu gegründet. Hierbei ist es uns gelungen, eine Finanzierung der Gehälter des Verwalters und der Mitarbeiterin der Friedhofsverwaltung durch das Jobcenter der Stadt Augsburg zu erhalten.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt arbeitet in der Verwaltung Igor Markind, ein Bauingenieur mit großer Berufserfahrung in diesem Bereich sowie organisatorischen Fertigkeiten. Außerdem wird im Rahmen eines Projektes des Jobcenters ein Team von 15 Mitarbeitern finanziert, das für die Friedhofspflege sowie die Kontrolle des großräumigen Arbeitsbetriebs auf dem Gemeindefriedhof zuständig ist.

Die Mitarbeiterin, die die Organisation der Bestattungen übernimmt, ist unser Gemeindemitglied Frau Alla Deyneko. Eine gewissenhafte Verhaltensweise gegenüber dem zugewiesenen Bereich wurde zur Visitenkarte der Abteilung, die Worte von Dankbarkeit und Anerkennung verdient.

Menschen, die mit anderen Menschen arbeiten, insbesondere in Zeiten der Trauer, müssen hohe menschliche Eigenschaften besitzen, wie die Fähigkeit, den Schmerz des anderen zu verstehen, und dabei höchsten Respekt den Trauernden erweisen. Unsere Mitarbeiter verfügen über diese Eigenschaften in vollem Maße. Ich wünsche ihnen beste Gesundheit und erweise ihnen meine Dankbarkeit für ihre Geduld und ihre Ehrlichkeit in der Ausübung ihrer Dienstpflichten.

A. Mazo, Präsident der Gemeinde

BAMBERG

Zwei Frauen – zwei Schicksale

Am 9. April feierte Lidiya Lypnyk ihren 90. Geburtstag, und am 5. Mai feierte Rayisa Blekh ihren 95. Geburtstag. Die Schicksale dieser Frauen ähneln sich sehr. Beide sind in der Sowjetunion geboren und verbrachten dort den größten Teil ihres Lebens, beide überlebten den

Holocaust und zogen im fortgeschrittenen Alter nach Deutschland.

Rayisa Blekh, geborene Popkova, wurde in Charkow in der Ukraine in eine jüdische Familie hineingeboren. Ihre Mutter arbeitete in einem Bekleidungswerk, ihr Vater war Arbeiter. Die Familie hatte auch einen älteren Sohn. Im Jahr 1940 starb Rayisas Vater, und sie blieb mit ihrer Mutter allein zurück. Der ältere Bruder wurde zum Militärdienst eingezogen und zum Studium an die Militärmedizinische Akademie geschickt. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte Rayisa ihre siebenjährige Schulzeit beendet und träumte davon, weiter zu studieren. Aber der Traum sollte nicht wahr werden.

Der Krieg brach aus, die Truppen der Roten Armee zogen sich zurück und Charkow drohte faschistische Besatzung. Im besetzten Gebiet zu bleiben, bedeutete den sicheren Tod. Nach der Befreiung der Stadt wurden die schrecklichen Gräueltaten der Nazis bekannt: In der Stadt wurde ein jüdisches Ghetto organisiert, die Juden wurden darin ausgehungert und anschließend gewaltsam in die Drogobytzky-Schlucht getrieben und erschossen. Insgesamt wurden in Charkow 195.000 Menschen im Vergasungswagen erwürgt, erschossen oder starben durch Folter.

Bis heute erinnert sich Rayisa mit Dankbarkeit an die Verwandten, die sie und ihre Mutter in ihre Familie aufgenommen und gemeinsam mit dem Betrieb, in dem das Familienoberhaupt arbeitete, evakuiert haben. Nach zahlreichen Überführungen landeten sie in Kirgisien, in der Stadt Frunse. Rayisa und ihre Mutter arbeiteten als Näherinnen in einer Bekleidungsfabrik. Die Mutter war schwer krank und unterzog sich einer schwierigen Operation.

1944, nach der Befreiung von Charkow, kehrten sie nach Hause zurück. Rayisa konnte ihre schulische Laufbahn nicht

mehr fortsetzen, sie musste irgendwie überleben. Sie besuchte Schreibmaschinenkurse und arbeitete bis zu ihrer Pensionierung viele Jahre als Sekretärin in einer Bekleidungsfabrik. Die Stadt wurde nach und nach wieder aufgebaut.

1952 traf sie während des 1. Mai-Feiertages Mikhail, der von der Armee zurückkehrte. Die jungen Leute verliebten sich sofort und aus Rayisa Popkova wurde Rayisa Blekh. Sie lebten 60 Jahre lang in Liebe und Harmonie. Mikhail studierte und arbeitete, Rayisa führte nach der Arbeit den Haushalt und kümmerte sich um ihre kranke Mutter.

In den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts zogen die meisten Verwandten von Charkow nach Deutschland. Auch sie und ihr Mann beschlossen, bereits im hohen Alter, umzuziehen. Es war nicht so einfach, sich an ein fremdes Land zu gewöhnen, ohne die Sprache und die Gebräuche zu kennen. Die jüdische Gemeinde Bamberg war vielleicht der einzige Ort, an dem sie sich beraten und informieren, ihre Muttersprache sprechen und neue Leute kennenlernen konnten. Frau Blekh begann, die Gemeinde sowohl an Feiertagen als auch zu Gottesdiensten zu besuchen, hier fand sie viele Freunde und ihre zweite Heimat.

Rayisa Blekh nimmt immer noch aktiv an unseren kulturellen Veranstaltungen teil, der Besuch von Schabbat-Gottesdiensten ist für sie zu einer Notwendigkeit geworden. Sie kümmerte sich viele Jahre um ihren kranken Mann, leider ist sie schon seit zehn Jahren allein. Aber Lebenslust, Optimismus und eine positive Einstellung helfen ihr, wie sie sagt, „in der Reihe“ zu bleiben. Sie genießt den Respekt und die Liebe von Freunden, Verwandten sowie vom 1. Vorsitzenden Rudolph und den Gemeindemitarbeitern.

Lidiya Lypnyk, geborene Kogan, wurde in Odessa in der Ukraine in eine jüdische



Michail und Rayisa Blekh

Ärztelfamilie hineingeboren. Ihr Vater war Chirurg, die Mutter Zahnärztin. Die Familie hatte bereits eine Tochter, die zweijährige Sheiva. Lidiya erinnert sich gut daran, wie sie glücklich und unbeschwert gelebt hat, umgeben von der Liebe und Aufmerksamkeit ihrer Eltern.

Auch ihre Kindheit endete mit dem Krieg. Sie selbst beschreibt diese Zeit so: „Odessa wurde gnadenlos bombardiert, die Stadt wurde in Schutt und Asche gelegt. Eine der Bomben traf unser Haus und zerstörte alles. Wie durch ein Wunder haben wir überlebt. Vater wurde in den ersten Kriegstagen zur Armee eingezogen und an die Front geschickt, während des Krieges diente er als Leiter des Evakuierungskrankenhospitals, rettete Hunderte von Verwundeten. Ich war ein 10-jähriges Mädchen, meine Schwester war 12 Jahre alt, und meine Mutter floh mit uns vor dem Bombenanschlag zum Bahnhof und versteckte sich mit uns in einem Zug. Wir hatten weder Sachen noch Geld bei uns und wussten nicht, wohin wir fahren würden. Nach einem Monat oder länger, es war bereits Winteranfang, landeten wir im Ural in der Stadt Tscheljabinsk. Am Rande der Stadt fanden wir ein altes, verlassenes Haus und ließen uns darin nieder.

Es war minus 35–40 Grad. Mama, die vorher gesundheitlich angeschlagen war, lag lange Zeit im Krankenhaus, meine Schwester und ich waren allein. Im Ural gibt es furchtbar kalte Winter, und wir gingen, um nicht zu erfrieren, zur Bahn, um Kohlen von den Dampflokomotiven zu sammeln und damit den Ofen zu heizen. Abends gingen wir zur Kantine, wo wir schon bekannt waren. Man goss uns das Spülwasser der Kochtöpfe ein und gab uns Kartoffelschalen. Wir waren sehr dünn und wurden ständig krank. Aber das Schlimmste war, dass wir uns nirgendwo waschen konnten. Wir waren

von Kopf bis Fuß mit Läusen übersät, die uns das letzte Blut aussaugten. So verbrachten wir vier lange schreckliche Kriegsjahre.

Dann kam Vater vom Krieg zurück. Als er seine beiden Töchter sah, erkannte er sie nicht einmal sofort. Wir waren Haut und Knochen. Vater hat uns nach und nach wieder zum Leben erweckt. Wir sind nach Odessa zurückgekehrt – zwar war das Haus zerstört, aber es war trotzdem schon eine friedliche Zeit.“

Odessa ist eine besondere Stadt, noch heute sagt Lidiya stolz: „Ich komme aus Odessa.“ In der Nachkriegszeit war ihr Vater der einzige Ernährer, ihre Mutter konnte wegen ihrer Krankheit nicht arbeiten. Und doch schafften es sowohl Lidiya als auch ihre Schwester, die Schulbildung und ihr Studium fortzusetzen. Lidiya absolvierte ein Studium am Institut für Volkswirtschaft, sie erwarb einen Abschluss in der Fachrichtung Ökonomie. Ihr gesamter langer, fast dreißigjähriger Berufsweg, passte in zwei Zeilen des Arbeitsbuches: als Oberökonomin von Gastronomiebetrieben und als Lehrerin des Faches „Analyse der Wirtschaftstätigkeit“ an der Odessa-Fachschule für Autoverkehr.

Lidiya, ein junges 21-jähriges Mädchen, lernte ihren zukünftigen Ehemann Shevel Lypnyk kennen, der im Urlaub nach Odessa kam. Von seiner großen Familie überlebte nur Shevel den Krieg, weil er an der Front war, als sein Haus in Smolensk bombardiert wurde und alle Bewohner starben. Shevel durchlief den gesamten Krieg und schloss mit dem Rang eines Hauptmanns der Ingenieurtruppen ab. 64 Jahre lang lebte Familie Lypnyk zusammen, es gab alles – sowohl Kummer als auch Freude, aber Schwierigkeiten stärkten nur die Familie.

Bereits im Ruhestand, zog die Familie 2000 nach Deutschland. Zu dieser Zeit er-

starkte bereits die jüdische Gemeinde in Bamberg, deren Mitglieder hauptsächlich Juden aus der ehemaligen Sowjetunion waren. Lidiya erinnert sich dankbar daran, wie Liza Gorkurova und ihr Mann sie anfangs sehr unterstützten, ihnen halfen, eine Wohnung zu finden und sich an einem neuen Ort niederzulassen. Ihr Mann, der viel älter war als Lidiya, begann schließlich, ständige Pflege zu benötigen. Lidiya kümmerte sich viele Jahre lang zu Hause um ihn. Als er anschließend mehrere Jahre in einem Pflegeheim lebte, besuchte sie ihn täglich, brachte hausgemachtes Essen, fütterte ihn damit und machte gemeinsame Spaziergänge mit ihm. 2016 starb Shevel Lypnyk.

Vor der Pandemie nahm Lidiya Lypnyk an verschiedenen Gemeinschaftsveranstaltungen teil, ruhte in ihrer Seele bei den Schabbat-Gottesdiensten und hofft, dass sie auch in Zukunft die Schabbat-Gottesdienste besuchen wird. Wenn ich sie besuche oder anrufe, stellt sie als erstes die Frage: „Welche Neuigkeiten gibt es in der Gemeinde?“ Ich kann mit ihr eine Stunde lang über Politik sprechen, die Lage in Israel und in der Welt diskutieren. Sie führt den Haushalt selbst, kümmert sich um sich selbst und kann sogar Freunde und Bekannte mit einem freundlichen Wort unterstützen.

Ich wünsche Rayisa Blekh und Lidiya Lypnyk im Namen des 1. Vorsitzenden Rudolph, des Vorstandes und der Gemeindemitarbeiter noch viele gesunde Lebensjahre, einen klaren Geist, Optimismus und Wohlstand. Ich hoffe, sie noch lange in unserer Gemeinde zu treffen. Mazal Tow bis 120.

S. Geysman/M.Turski

Seniorenclub

Für Menschen im Alter sind die Wörter Corona und Pandemie leider zu Symbolen von Isolation und Einsamkeit, von Todesangst und Sorgen um die Gesundheit der Angehörigen geworden. Unsere Gemeindemitglieder sind da keine Ausnahme. Von heute auf morgen wurden ihnen alle Aktivitäten in der Gemeinde genommen: Gottesdienste, Feiertage, Konzerte und Reisen.

Mitarbeiter der Gemeinde und der Vorstand kümmern sich darum, dass sich die Älteren nicht vergessen fühlen. Zu den Feiertagen bereiteten wir Geschenke mit Lebensmitteln und Mundschutzmasken vor. Wegen der Kontaktbeschränkungen lieferten meistens Svitlana und Roman Geysman diese Geschenke aus. Seniorenclubleiterin Asya Spiwak übernahm teilweise die Vorbereitung und Verteilung der Geschenke. Dank Digitalisierung wurde der Seniorenclub per Internet gestaltet.



Seniorenclub der Bamberger Gemeinde

Trotz des hohen Alters schafften es die Senioren, mit der komplizierten Technik umzugehen. Wir bedanken uns bei den aktiven Gemeindemitgliedern Wolodimir Khasanov, Lew Judin, Dina Smirnova, das Ehepaar Zarkin, Liudmila und Mark, Elena Glasunova, Ruslana Feldman, Musja Berenbaum und Michail Bronfel, Lisa Gorkurova und Raysa Zitserman, Ritta Sokolova und Iryna Nechval.

Es war eine richtige Freude, uns nach längerer Zeit endlich wieder zu sehen und zusammen zu feiern. Trotz allem feierten wir zusammen den 8. März (Internationaler Frauentag) und den 9. Mai (Ende des Zweiten Weltkrieges und Vaterländischen Krieges). Manche sagen vielleicht: Ist es nicht dasselbe wie sonst? Doch im Lockdown, als kaum einer sein Zuhause verließ, waren diese Maßnahmen wichtig, um den Senioren zu zeigen: Ihr seid nicht allein.

Lange war Semen Gorodkov Mitglied des Seniorenclubs. Eine außergewöhnliche Persönlichkeit und ein guter Zuhörer. Er las seine Gedichte, Erzählungen und Epigramme. Als er zuletzt im Pflegeheim in Karlsfeld wohnte, schickte er uns seine Videos mit Gedichten. Am 4. März feierte er seinen 98. Geburtstag, und alle, die online zugeschaltet waren, konnten ihm gratulieren. Leider verließ er diese Welt ein paar Monate später. Er wird immer in unserem Gedächtnis bleiben.

Unsere Tanzgruppe Freylechs feiert in diesem Jahr ihr 5-jähriges Jubiläum. Wir bereiten jetzt zu jedem Feiertag neue Tänze vor. Deshalb werden wir euch bald

mit einem neuen Programm erfreuen. Seit Juni arbeitet die Gemeinde wieder im normalen Rhythmus: die Büros sind die ganze Woche geöffnet, die Bibliothek funktioniert wieder, es gibt erneut Proben der Tanzgruppe und des Chors sowie den Sprachkurs. Außerdem gab es am 13. Juni ein Konzert der Gruppe „Susan Borovsky und Friends“ mit Liedern von Barbara Streisand. Die Veranstaltung fand in einer gemütlichen, familiären Atmosphäre statt. *Shklyar/Manastyrskaja*

Liberaler Gemeinde Mischkan ha-Tfila

Ein Sommer mit vielen Herausforderungen liegt hinter uns. Die Gottesdienste sind wieder in unseren Betsaal zurückgekehrt, mit allen Hygienevorschriften und Auflagen, die durch die stark wechselnden Inzidenzraten jeweils erforderlich waren. Insbesondere zu den Hohen Feiertagen waren alle Plätze besetzt, soweit dies aufgrund der Pandemie machbar war. Die vorherige Anmeldung ermöglichte eine geordnete Teilnahme an den Gottesdiensten – eine Regelung, die wir so bereits seit Beginn der Pandemie auch für die Schabbat-Gottesdienste durchgeführt haben.

Das Schofar wurde zu Rosch Haschana und zu Ne'ila am Jom Kippur von unseren Ba'alej Tokea wieder im Freien geblasen. Sowohl das persönliche Erleben als auch die Erfahrungen als Gemeinde in der Pandemiezeit veranlassten uns, zu Sukkot auch noch einen ganz indi-

viduellen Feststrauch zu gestalten, mit dem wir dem Ewigen dankten und gleichzeitig auch weiterhin Seinen Schutz erbaten für unser eigenes Zuhause und für unseren Betsaal und schließlich für alles Wunderbare, mit dem der Ewige uns umgibt und das wir manchmal nicht erklären können – so wie wir es auch im *Modim anachnu lach beten*. Die Botschaft dieses Straußes – nicht zu verwechseln mit dem traditionellen Lulav! – hat als Gegenstand der Predigt zu Sukkot eine große Resonanz erfahren und unserem *Schehechejanu* zum Laubhüttenfest einen ganz besonderen Nachdruck verliehen.

Unter Einhaltung der 3G-Regel startete das Herbstprogramm zum Jubiläumsjahr 1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland (JLID), das unsere Gemeinde zusammen mit der Universität Bamberg und der VHS Bamberg-Land veranstaltet. In den einstigen Landsynagogen Memmelsdorf in Unterfranken, Urspringen, Reckendorf und Lichtenfels fanden Begegnungen in Wort und Klang statt. Musikalisch wurden diese gestaltet vom Ensemble Canzonetta Daletta mit weltlichen und religiösen Werken von Salomone Rossi, einem jüdischen Komponisten und Grenzgänger zwischen jüdischer und nicht-jüdischer Lebenswelt der Barockzeit. Ein jeweils wechselnder Textbeitrag brachte den Besuchern der Veranstaltungen nahe, was „Jüdisch sein – gestern und heute“ und damit jüdische Identität bedeutet, gerade in einer nicht-jüdischen Umgebungsgesellschaft. Zur großen Resonanz der Veranstaltungsreihe trug auch der jeweilige Ort der Begegnungen bei, der kein beliebiger Konzertsaal war, sondern ein ehemaliges jüdisches Gebetshaus. So wurde das Publikum zusätzlich zum Nachdenken über jüdisches Leben gerade in Franken in Vergangenheit und Gegenwart angeregt.

Auf einer anderen Ebene wurde das Thema jüdische Identität angesprochen durch Lesungen von Ronen Steinke („Der Muslim und die Jüdin: Die Geschichte einer Rettung“) und Max Czollek („Gewaltbewältigung“). Horst Gehringer vom Stadtarchiv Bamberg und Museumsdirektorin Dr. Regina Hanemann stellten zudem die Lebenserinnerungen von Margot Herrmann, geb. Wassermann vor, der Enkelin von Emil Wassermann, dem Mitbegründer des jüdischen Bamberger Bankhauses A. E. Wassermann.

Lesungen von Eva Lezzi („Beni und Oma in den Gärten der Welt“) und Stella Leder („Meine Mutter, der Mann im Garten und die Rechten“) werden in der Zeit um Chanukka folgen. Eine ganz praktische Begegnung mit dem Judentum ermög-



Jugendarbeit in der Gemeinde Bamberg



Konzert des Ensembles Canzonetta Daletta in der ehemaligen Synagoge Memmelsdorf/Unterfranken. © Robert Wild

lichte der Kurs zum koscheren Kochen und Backen, den Smadar Becker gestaltete, sowie die Schabbat-Erfahrung unter dem Motto „Menucha ve-Simcha“. Spannende Einblicke in die hebräische Gegenwartssprache und ins Jiddische gaben weitere Veranstaltungen von Tina Betz und Evita Wiecki.

Filmvorführungen im Bamberger Kino, Ausstellungen in der Schule Strullendorf, im Levi Strauss Museum Buttenheim und im Schloß Sassenfahrt sowie Friedhofs- und Synagogenführungen ergänzen unser JLID-Programm. Wir danken dem Projektteam Maria Smadar Becker, Rebekka Denz und Joachim Schön für die großartige Programmgestaltung. Ebenso sei allen Mitwirkenden an den Veranstaltungen gedankt. Zu Chanukka sind neben den Gottesdiensten und den Treffen zum Kerzenzünden noch eine gemeinsame Feier und ein Abend mit heiterer Musik und Geschichten geplant. Insbesondere freuen wir uns dabei auf die erstmalige Entzündung der Kerzen auf unserer neuen großen Chanukkia.

HOF

Anfang August fuhren unsere Kinder zum Sommer-Machane nach Bitburg in der Eifel. Trotz Covid-Einschränkungen, Abstandsregeln und Masken hatten die Kinder und Jugendlichen eine hervorragende Zeit. Sie haben sich dort auch gut erholt und sind mit guter Laune und frischer Energie zurückgekehrt.

Nachdem wir alle Sicherheitsmaßnahmen eingeführt haben und unser Sicherheitssystem in Betrieb ist, können alle Mitglieder per Fingerabdruck die Syna-

goge betreten. Zur Vorbereitung von Rosch Haschana haben wir, wie jedes Jahr, Geschenke an die älteren und die kranken Mitglieder der Gemeinde verteilt. Das Rosch-Haschana-Gebet wurde von unserem Rabbiner David Goldberg und dem Gastkantor Jossi Horwitz geleitet. Nach dem Gebet sind wir traditionell mit Brotkrümeln zum Fluss gegangen und haben dort den Brauch Taschlich vollzogen.

Am Jom Kippur bekam Rabbiner David Goldberg zum Gebet Unterstützung von Rabbiner Mordechai Bohrer aus Aachen. Der größte Teil der Betenden trug zu Ehren des Feiertages weiße Kleidung und weiße Kippot. Dies machte eine sehr feierliche Atmosphäre. Für Sukkot hatten Efraim Geisler und David Cymbalista das Dach der Sukka neu errichtet. Unsere Jugendlichen und einige Eltern halfen mit Freude, die Sukka auszuschnücken. Dr. Khasani und Hr. Rainis schmückten die Sukka mit Früchten. Beim Sukkot-Gebet mit unserem Rabbiner hatten die Gemeindemitglieder die Möglichkeit, die Mitzva der vier „Minim“ Etrog, Lulav, Hadas und Arava mit Einweg-Handschuhen zu erfüllen. Die Kidduschim wurden nach den Gebeten natürlich in der Sukka durchgeführt. Eine besonders feierliche und freudige Atmosphäre mit Gesang und Tanz herrschte in der Gemeinde zu Simchat Tora.

In diesem Jahr veranstaltete die Gemeinde einen Deutschkurs unter dem Motto „Lassen wir uns zusammen sprechen“, geleitet von Frau Schubert.

Am 3. Oktober fand bei uns das erste Konzert statt. Lora Kostina und Daniela Hertje präsentierten das Programm „Musiklegende Burt Bacharach“.

NÜRNBERG

Jüdische Begegnungsstätte

Die Sache mit dem antijüdischen Ressentiment, gemeinhin Antisemitismus genannt, ist eine Last, die wir nicht loszuwerden scheinen. Es ist und bleibt wichtig, etwas dagegen zu tun. Vielleicht werden wir ihn eines Tages überwinden können, jedenfalls aber müssen wir Juden und alle anderen etwas dagegen tun.

Bisher haben die vielen Bemühungen das Erstarken des Antisemitismus nicht verhindern können. Vielleicht liegt das auch daran, dass zu viele zu lange daran geglaubt haben, dass das Wissen um die Shoa auch einen Beitrag gegen Antisemitismus leisten wird. Das aber scheint nicht der Fall zu sein.

So wichtig dieses Wissen ist: Es verengt den Blick auf uns Juden, es lässt zu viele Menschen das Judentum ausschließlich vor dem Hintergrund der Shoa wahrnehmen. Aus jüdischer Sicht allerdings ist dies zu wenig. Wir lassen uns nicht darauf reduzieren, die Nachkommen derer zu sein, die der Shoa entronnen sind. Juden und jüdisches Leben sind so viel mehr als das. Wer uns ausschließlich mit der Shoa assoziiert, nimmt die Gegenwart nicht wahr.

In Nürnberg fasste der Stadtrat nach Gesprächen mit unserer Gemeinde und nach einer Rede unseres Vorsitzenden Jo-Achim Hamburger im Frühjahr 2021 den Beschluss, die Errichtung einer jüdischen Begegnungsstätte voranzubringen, das Konzept zu erstellen und einer Machbarkeitsstudie zuzuführen. Die Begegnungsstätte soll in der Innenstadt geschaffen werden, sie soll eben nicht von der Gemeinde, sondern von der Stadt Nürnberg und wohl auch vom Land und Bund getragen werden. Damit wird von Anfang an deutlich, dass die Wehr gegen Antisemitismus eine Aufgabe aller und nicht etwa nur der Juden ist.

Sie soll niedrigschwellig sein, um nicht nur diejenigen anzusprechen, die man an sich nicht mehr ansprechen müsste, sondern um besonders jene anzusprechen, die vom heutigen Judentum quasi gar nichts wissen, die nie bewusst einen Juden trafen, die jüdische Kultur, Musik, Humor, Küche, Film und was da alles noch mehr ist, nicht kennen.

Es ist die Begegnung, die Ressentiments abzubauen hilft, und das ist, was wir erreichen wollen.

Rosch Haschana

Rosch Haschana und Jom Kippur feierten wir wieder unter geregelten Hygiene-Bedingungen und notwendigen Beschränkungen. Mit besten Wünschen für gesegnete Feiertage kam Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer zu uns. Rabbiner Josef Chaim Bloch und Rabbiner Benjamin Kochan führten die Betenden mit viel Kawana durch die Gottesdienste. „An Rosch Haschana“, sagte bei der Tfila Rabbiner Bloch, „erneuern wir unsere Beziehung zu Gott und werden mit der ganzen Menschheit beurteilt.“ Die Worte, die wir im Machsor, lesen, helfen uns unsere Gefühle zu spüren. Er begrüßte alle Anwesende und wünschte ihnen gute Gesundheit bis 120.

Seine Erzählung über die jüdischen Feste im Monat Tischri, die Ansprache nach der Lesung der Tora sowie der Klang des Schofars von Rabbiner Kochan gaben Impulse in den Alltag hinein. Das Taschlich am Spätnachmittag des zweiten Tages Rosch Haschana wurde von gut 15 Personen besucht, die sich am Ufer der Donau nahe der berühmten Steinernen Brücke versammelten und die Taschen nach außen kehrten, um auf diese Weise das Fortwerfen der Sünden zu symbolisieren. Anschließend hatten wir einen Kiddusch mit Honig, Äpfeln und mit neuen Früchten.

Jom Kippur

Am Erew Jom Kippur sind unsere Mitglieder wieder in die Synagoge gekommen. Alle Männer haben ihre weißen Talessim angelegt, passend zum Weiß des AronHakodesch und der Bima. Nach der traditionellen Begrüßung begann der Rabbiner das Kol-Nidre-Gebet. Nach jeder Wiederholung trug er es lauter vor. Die ganze Gemeinde lauschte gespannt den Worten, wo erklärt ist, dass alle Gelübde und Schwüre null und nichtig sein sollen. Am

nächsten Tag wurden die beiden Chasanim wieder von Mitgliedern der Gemeinde unterstützt. Am Ende des Morgengebetes, nach der Tora-Lesung, gedachten alle beim Jiskor ihrer verstorbenen Angehörigen. Nach einer Pause folgten die Mincha- und Maariw-Gebete. Hier hat unser neuer Religionslehrer Baruch Benjamin Kochan unserem Rabbiner geholfen. Das letzte Gebet Ne'ila endete mit dem Ruf des Schofars von Rabbiner Kochan. Traditionell stärkten sich die Betenden nach dem Fasten beim herrlichen Kiddusch der Familie Danziger und wünschten sich ein gutes und gesundes neues Jahr.

Sukkot

Zum Sukkot-Fest hat Familie Aronov wieder die Sukka im überdachten Innenhof mit Früchten geschmückt. Zu den Sukkot-Gottesdiensten sind viele Mitglieder und Gäste in die Neue Synagoge gekommen. Danach blieben sie in der Sukka, wo wir an den Festtagen und am Schabbat Chol ha Moed bei gutem Essen und Trinken feierten. Um die Mizwa des Lulaw-Schüttelns für alle zu ermöglichen, wurden mehrere Lulawim besorgt. Die Vorstandsmitglieder halfen allen Frauen und Männern, die Mizwa zu erfüllen. Beim Schmini Azeret, nach der Tora- und Prophetenlesung, findet eine Seelenfeier zum Gedenken der Toten statt. Am Simchat Tora wurde der jährliche Zyklus der Tora-Abschnitte beendet und wieder von vorn begonnen.

Empfang 1700 Jahre

Der Bezirk und die Regierung der Oberpfalz feierten „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Die Redner erinnerten beim Empfang an die lange jüdische Tradition in der Region. Doch das Festjahr hat auch einen ernsten Hintergrund. Im 21. Jahrhundert werden Juden zunehmend beschimpft, beleidigt und tödlich ange-

griffen. Beim Empfang sprachen Juden über ihre Erfahrungen mit Antisemitismus. Besonders eindrucksvoll brachte der 17-jährige Tim Kurockin die Gefühle eines jungen Juden auf den Punkt: „Je älter man wird, umso mehr bekommt man mit von Antisemitismus und Vorurteilen und umso mehr ärgert man sich darüber. Dass es nötig ist, dass wir vor der Synagoge einen bewaffneten Polizisten haben müssen, und dass wir einen Antisemitismusbeauftragten benötigen.“

Kurockin engagiert sich in seiner Amberger Gemeinde. Er hält Vorträge, führt Interessierte durch die Synagoge, gibt Nichtjuden Einblicke in jüdisches Leben. Obwohl das Judentum in der deutschen Geschichte tief verwurzelt ist, sei es für viele Leute „noch immer etwas Fremdes“. Sein Engagement sieht der Schüler als „eine gute Möglichkeit, Vorurteile und Hass abzubauen. Mit dem Prinzip, dass man nicht übereinander, sondern miteinander redet, kann man viel erreichen.“

Ludwig Spaenle, Antisemitismusbeauftragter der Staatsregierung, erinnerte eindringlich daran, wie dünn der Firnis der Zivilisation angesichts des erstarken Judenhasse ist. 2020 habe er auf einer „Querdenker“-Demo erlebt, dass von einer „dunklen Bedrohung“ durch eine „fremde Macht“ die Rede gewesen sei. Spaenle: „Das sind Stereotype des Judenhasse. Dem müssen wir uns entgegenstellen. Das tun wir, und das ist die starke Botschaft dieses Abends.“ Er halte es für beispielhaft, dass Vertreter von jüdischen, katholischen, evangelischen und muslimischen Gemeinden, aus Politik, Bildungseinrichtungen und Wirtschaft das Eingebundensein von Menschen jüdischen Glaubens in die Mitte der Gesellschaft verdeutlichten.

Der Empfang am Sitz der Regierung der Oberpfalz stand unter dem Motto „Grüß Gott und Schalom“. Aus München war Liran Sahar gekommen, Stellvertreter der israelischen Generalkonsulin. Er lobte die Veranstaltungsreihe zu „1700 Jahre“. „Darin sehe ich eine große Chance: Jüdisches Leben, Kultur und Geschichte werden in ihrer ganzen Vielfalt nahegebracht.“ Sahar dankte für die Solidarität, die viele deutsche Städte, auch Regensburg, im Mai mit Israel gezeigt hatten: „Die militärischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und der radikalislamischen Hamas im Mai haben antisemitische Ressentiments weltweit aufflammen lassen.“

Jüdische Gemeinden und auch das Generalkonsulat hatten hasserfüllte Nachrichten erhalten. Bezirkstagspräsident Franz Löffler erinnerte an die reiche jüdische Kultur von Regensburg, Amberg, Weiden, Neumarkt, Sulzbach-Rosenberg, Sulzbürg oder Floss. Der älteste schriftliche Beleg



Empfang der Regierung Oberpfalz in Regensburg.

stamme aus Regensburg-Stadtamhof: Ein dort ansässiger Jude hatte im Jahr 981 Besitz an St. Emmeram verkauft. Ilse Danziger, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, thematisierte die geschwisterliche Atmosphäre des Abends und verglich sie mit dem biblischen Psalm 133: „Schaut wie gut und angenehm ist es, wenn Brüder und Schwestern friedlich beisammensitzen“, zitierte Danziger. „Wir freuen uns als Gemeinde, dass Regierungspräsident Axel Bartelt zu dieser Feierstunde eingeladen hat. Wir sind Brüder und Schwestern im Schalom, also im Frieden.“

Tag der Jüdischen Kultur

Im Rahmen des Jubiläumsjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ feierte die Stadt Regensburg am 12. September den Tag der Jüdischen Kultur mit Aktionen am Neupfarrplatz und in der Neuen Synagoge. In Regensburg reicht die jüdische Geschichte zurück bis ins 10. Jahrhundert. Damit existiert in der Donaumetropole eine der ältesten jüdischen Gemeinden. Mit Informationsständen und Workshops zu den Themen Küche, Sprache, Literatur und Tanz wurden alle Bürger eingeladen, sich über die jüdische Gemeinde und ihre Geschichte zu informieren und sich auszutauschen. An diesem Tag haben die Vorsitzende der Gemeinde Ilse Danziger, das Vorstandsmitglied Irina Gaydar, der Rabbiner Benjamin Kochan und Elena Semmler viele Informationen gegeben. Das Nürnberger Trio „Freilach“ unter der Leitung von Leonid Khenkin entführte alle Gäste in die Welt der Klezmer-Musik.

Jewish Chamber Orchestra in Regensburg

Das diesjährige Konzert des Jewish Chamber Orchestra aus München fand diesmal nicht in den Räumen des Jüdischen Gemeindezentrums statt, sondern in einem Veranstaltungsraum des Stadt Regensburg, dem Saal des „Leeren Beutel“. Zur Aufführung kamen Werke zweier jüdischer Komponisten aus dem heutigen Tschechien. Gespielt wurde zunächst die „Suite für Kammerorchester“ von Erwin Schulhoff, dessen Musik aus den 1920er Jahren verschiedenste Einflüsse aufweist, auch aus dem damals aufkommenden Jazz und der Tanzmusik, die er mit der klassischen Musik verwob. Das zweite Stück war „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, eine lyrische Erzählung des Dichters Rainer Maria Rilke über einen Fahnenträger aus dem Türkenkrieg 1663/64. Die Komposition von Viktor Ullmann entstand im



Tag der Jüdischen Kultur: Mitglieder der Gemeinde stellen jüdische Küche vor.

Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau als letzte, die der Komponist noch vor seiner Ermordung fertigstellen konnte. Die Musik wird hierbei durch eingearbeitete Textteile der Erzählung verdeutlicht.

Das acht Personen umfassende Orchester (Geige, Kontrabass, Trompete und Posaune) unter der Leitung von Daniel Grossmann wurde beim zweiten Stück ergänzt durch Valentin Mirow als Sprecher. Alle Musiker der international zusammengesetzten Besetzung spielten mit Verve und viel Feingefühl, um die von den Kompositionen ausgedrückten Stimmungen gekonnt wiederzugeben. Das Publikum dankte mit großem Applaus.

Schachturnier

Nach über einem Jahr pandemisch bedingter Pause, in der die Schachspieler aufgrund der Einschränkungen nicht im

direkten Duell am Brett ihre Kräfte messen konnten, trafen sich Ende Juli die Schachsportler der Jüdischen Gemeinde und der städtischen Schachklubs SC Bavaria Regensburg und RT in den Räumen der Jüdischen Gemeinde. Die Regensburger Schnellschachmeisterschaft wurde unter geregelten Hygiene-Bedingungen durchgeführt. Die Leitung der Jüdischen Gemeinde bereitete Getränke und Masken vor. Das Vorstandsmitglied der Gemeinde Volodimir Barsky begrüßte alle Anwesenden und bedankte sich herzlich bei den Schachspielern für ihre Teilnahme und beim Schiedsrichter Peter Oberhofer und wünschte allen einen erfolgreichen Tag.

Fünf Partien im Schnellschachmodus, in dem jeder Spieler 15 Minuten Bedenkzeit plus 5 Sekunden Zeitbonus für jeden ausgeführten Zug zur Verfügung hatte, stan-



Schachturnier

den auf dem Programm. Am Ende gewann Reiner Born vom SC Bavaria souverän. Alle fünf Partien konnte er dabei für sich entscheiden. Auch der am Ende überraschende Zweitplatzierte Jannik Wittmann musste im direkten Duell die Überlegenheit seines Vereinskameraden anerkennen. Aber alle anderen vier Partien konnte er siegreich absolvieren. Ein Foto-finisch gab es um den dritten Platz zwischen Mujo Palamar und Erkan Hadzhi-mustafa, das der Letztgenannte auf Grund der besseren Buchholzwertung knapp zu seinen Gunsten entscheiden konnte. Mujo Palamar konnte dafür den Preis für den besten über 60-jährigen Senior in Empfang nehmen. Den Jugendpreis gewann Daniel Sluckis. Alle Sieger erhielten die Preise vom Schiedsrichter Peter Oberhofer.

STRAUBING

Auch in Straubing kehrt langsam das normale, wenn auch eingeschränkte Leben zurück. Am 29. August hielten wir mit Einhaltung aller Hygiene-Regeln unsere Mitgliederversammlung ab. Sie verlief harmonisch, und alle Teilnehmer freuten sich, dass es wieder möglich war, sich zu treffen.

An den Hohen Feiertagen waren ebenfalls alle Mitglieder dankbar und zufrieden, wieder am Gottesdienst teilnehmen zu können. Am 26. September veranstalteten wir ein großes XXL Sukkot. Bei herrlichem Wetter hatten alle Straubinger die Möglichkeit, unsere Laubhütte zu besichtigen. Mehr als 60 Leute nutzten die Gelegenheit und waren begeistert. Ein besonderes Ereignis fand am 3. Oktober im Gemeindesaal der Straubinger Gemeinde statt, ein Konzert von den Rabbinern Balla und Fabian „Durch das jüdische Jahr“. Alle Zuhörer waren begeistert. Am 6. Oktober, ebenfalls ein

Ereignis: Lebens(k)lang – Entfaltung des Lebens in der jüdischen Musik – Ein Themenkonzert anlässlich 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland mit Kantorin Svetlana Kundish (Gesang) und Patrick Farrell (Akkordeon).

Ein Event für ganz Straubing war die Israel Offman-Toleranzpreis-Verleihung am 10. Oktober mit dem Jubiläum „30 Jahre GCJZNb“ im Magnobonus-Markmiller-Saal.

Israel-Offman-Toleranz-Preis

Israel Offman, der Namensgeber des erstmals verliehenen Toleranz-Preises, hätte wahrscheinlich seine helle Freude gehabt: 17 Musiker oder Gruppen hatten ihre Gedanken und Anliegen zum Thema „Respekt und Toleranz“ in Lieder und Musikstücke übersetzt.

Aus dem Kreis dieser Bewerbungen waren drei Preisträgerinnen ausgewählt worden. Gleichzeitig feierte die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) in Niederbayern ihr 30-jähriges Bestehen. „Das macht uns Mut in einer Zeit, in der wir gefühlt gegen Windmühlenflügel anrennen“, sagte der Vorsitzende der GCJZ in Niederbayern, Pfarrer i.R. Hasso von Winning, beim Festakt im Magnobonus-Markmiller-Saal.

Alle Redner betonten die Notwendigkeit solcher Projekte. „Wir wollen uns dafür einsetzen, dass es keinen Anlass mehr gibt für Intoleranz gegen unsere jüdischen Freundinnen und Freunde“, sagte Hasso von Winning und richtete einen „flammenden Appell“ an alle, stets Standpunkt zu beziehen, wenn Respekt und Toleranz in Gefahr seien.

Null Toleranz

Anna Zisler, Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde in Straubing, nannte die

GCJZ eine der größten Bürgerinitiativen Deutschlands. Seit den 50er-Jahren setzen sie sich für die Geschwisterlichkeit ein, vor allem zwischen Juden und Christen und die Toleranz gegenüber allen Menschen ohne Ansehen der Person, von Herkunft und Glaube. „Es macht uns stolz, einen Beitrag dazu zu leisten.“

Ulrich Fritz als Vertreter von Dr. Ludwig Spaenle, dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe, würdigte Israel Offman, den langjährigen Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde und Holocaust-Überlebenden. „Es gibt kaum jemanden, der diesem Preis einen würdigeren Namen verleihen könnte“, so Fritz. Er verwies darauf, dass heuer 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert werde. „Es war schon immer Teil unserer Gesellschaft und wird weiter dazugehören.“

„Schreiben wir das Jahr 1921 oder 2021“, fragte Regierungspräsident Rainer Haslbeck angesichts aktueller antisemitischer Vorfälle. Er sei überzeugt, eine schweigende Mehrheit stehe für „null Toleranz gegen Hass und Intoleranz, jedoch das Schrilke, Laute findet immer mehr Gehör.“ Er plädierte für eine „Kultur des Hinsehens“. Auch er erinnerte an Israel Offman. „Er hat mit großer Menschenliebe dem Land der Täter die Hand gereicht. Dieses Vermächtnis ist ein großer Auftrag.“

„Wie kann es sein, dass es immer noch so viele Vorurteile gibt“, fragte OB Markus Pannermayr. Der Schlüssel sei: Miteinander und nicht übereinander zu reden, sich bewusst Zeit füreinander zu nehmen. „Es gibt vieles, was wir gemeinsam haben“, betonte der OB, „aber mindestens ebenso spannend sind die Unterschiede, es wäre furchtbar, wenn alle gleich wären.“ Ohne



Rabbiner Konzert in der Straubinger Gemeinde



Konzert Svetlana Kundish



Sukkot XXL.

echte Toleranz und Respekt seien die Herausforderungen dieser Welt nicht zu bewältigen. Auch Markus Pannermayr zog verbal den Hut vor der Lebensleistung Israel Offmans. „Lasst uns sein Erbe weitertragen.“

Die Preisträgerinnen

Das Thema des Israel-Offman-Preises war es, einen musikalischen Beitrag zum Thema „Respekt und Toleranz“ zu gestalten, erklärte GJCZ-Vorsitzender Hasso von Winning. Zusätzlich musste ein Essay mit einer Begründung eingesandt werden. Die Einladung war an Menschen jeden Alters gegangen, Laien hatten dieselben Chancen wie Profis.

„Am Anfang waren wir frustriert, am Ende hellauf begeistert“, berichtete der Vorsitzende. Zwei Drittel der Einsendungen stammten von Kindern und Jugendlichen zwischen acht und zwanzig Jahren, (darunter auch eine ganze 6. Klasse vom Institut für Hören und Sprache), ein Drittel von Erwachsenen. „Wir waren schier sprachlos“, sagte der zweite Vorsitzende, Pfarrer Heinrich Weber. Trotz der Schwierigkeiten durch die Pandemie sei die Resonanz überwältigend gewesen.

Der mit insgesamt 1.750 Euro dotierte Preis ging an Sophia Artmeier (1. Preis, 1.000 Euro), das Duo Anna Zagel und Emma Hinterberger (2. Preis, 500 Euro) und an Kornelia Arnold (3. Preis, 250 Euro).

Sophia Artmeier, die mithilfe von Musiksoftware ihre eigene Begleitung und Background-Vocals einspielte, hatte sich in ihrer Ballade von den Gedanken leiten lassen: „Wie offen ist man selber?“ und „Wie siehst du Menschen, die anders sind?“

Anna Zagel hatte Israel Offman persönlich kennengelernt und sich dadurch zusammen mit ihrer Partnerin Emma Hin-

terberger inspirieren lassen. „Es ist wichtig, aufzustehen und zu handeln gegen Intoleranz“, sagte sie. In dem gemeinsam geschriebenen Song heißt es: „Wie wär’s, wenn jeder jeden respektiert?“

Kornelia Arnold hatte einen biblischen Text aus dem Psalm 139 vertont und begleitetete sich selbst an der Harfe. „Mir geht es darum, im anderen zu erkennen: So sehe ich dich und so siehst du mich“, erklärte die Künstlerin.

Die Jury bestand aus dem Vorstand der GJCZ, als Vertreter der Sponsoren Gabriel Winter und Monika Schneider-Stranninger, dem Musiker Stefan Frank sowie Regierungspräsident Rainer Haslbeck.

Gesponsert wurde der Preis vom Rotary-Club Straubing, dem Straubinger Tagblatt sowie von der Firma Winter Hausbau.

Mit freundlicher Genehmigung nachgedruckt aus Straubinger Tagblatt.



Gemeinde Weiden – Konzert in unserer Synagoge.

Unsere Schabbat-Gottesdienste fanden statt mit den Rabbinern David Shevtsov und Shlomo Judovitz. Auch die Treffen der Kunsttherapie-Gruppe und des Sprachkurses wurden fortgeführt. Nach wie vor betreuen wir ältere Mitglieder der Gemeinde und Schwerbehinderte.

Wir kaufen Lebensmittel ein, besuchen sie zu Hause und gratulieren zu Jubiläen. Unser Freiwilliger Eduard Semynin kümmert sich um Reparatur und Beratung von Handy und Computer. Marina Halkina hat telefonisch aktuelle Informationen gegeben.

Mit freundlicher Unterstützung durch den Zentralrat der Juden haben wir zwei Konzerte veranstaltet: Lieder für Schabbat in unserer Synagoge. Die jungen Sänger und Musiker, Yoéd Sorek und Noga-Sarai Bruckstein, bereiteten den Zuhörern große Freude. Die zweite Veranstaltung war ein Open-Air-Konzert, trotz Regen, im Innenhof der Stadtbibliothek. Es war ein wunderbares Konzert des Trios SCHO mit ihrem Programm „Kiewer Tramway“. Mit Charme und Temperament präsentierten die Musiker eine Palette von Liedern aus der warmen und lebendigen Atmosphäre der Vielvölkermetropolen Kiew und Odessa. Es war eine Fahrt mit dem „Kiewer Tramway“, mit Tangos und Horas bis zu jiddischen Liedern. Dieses Konzert wurde von uns für alle Einwohner der Stadt organisiert. Es war ein großer Erfolg.

Die neue Website der Jüdischen Gemeinde Weiden im Internet ist online, aber sie ist noch nicht fertig. Wir arbeiten weiter daran. www.jgweiden.de

Marina Jurowetzkaja

Generalversammlung

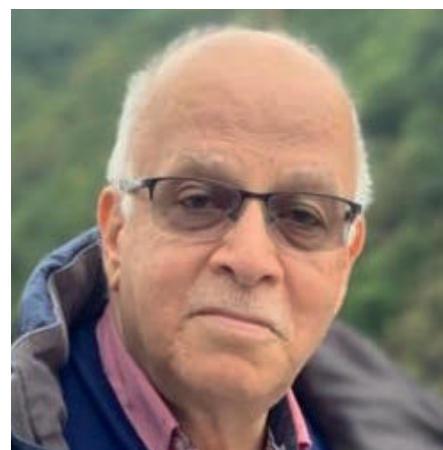
Auf der Generalversammlung der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken Ende September berichteten der Vorsitzende Dr. Schuster und weitere Vorstandsmitglieder auch über wichtige Gemeindeaktivitäten, die im vergangenen Jahr initiiert und durchgeführt wurden. Dann dankte Dr. Schuster namentlich allen Vorstandscollegen für die Mitarbeit und die gegenseitige Unterstützung.

Bei den anschließenden Vorstandswahlen wurde er als Vorsitzender wieder gewählt. Auch die Vorstände Marat Gerchikov (2. Vorsitzender), Edvard Kovalerchuk und Vladlena Vakhovska wurden in ihren Ämtern bestätigt.

Der Vorstand musste mit Bedauern hinnehmen, dass Oded Baumann sich nicht mehr zur Wahl stellte. Das engagierte Wirken und die Hingabe von Oded Baumann haben in der Gemeinde deutlich er-

kennbare Spuren hinterlassen. Vierzig Jahre hat er den Vorstand mit seiner Kompetenz und seinem Sachverstand begleitet und bereichert. „Mit viel Herzblut hat er sich für die Gemeinde und das Wohl der Mitglieder eingesetzt“, sagte Dr. Schuster. Für zahlreiche Bereiche sei er der Ansprechpartner und Mitgestalter gewesen, „von organisatorischen und verwaltungstechnischen Aufgaben bis zur Finanzverwaltung und Digitalisierung“. Durch sein zukunftsorientiertes Denken habe er dazu beigetragen, die Gemeinde in eine nachhaltige und sichere Zukunft zu führen. „Er hat herausragende Arbeit geleistet“, so Dr. Schuster.

Die Würzburger Gemeinde blickt sehr gerne auf die hervorragende und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Oded Baumann zurück. Mit Blumen, mit einem herzlichen Dank und einem kräftigen Applaus wurde der ausscheidende Vorstand verabschiedet. „Für seinen neuen Lebensabschnitt wünschen wir ihm von Herzen alles Gute, Gesundheit sowie weiterhin Freude, Elan und



Oded Baumann

Schaffenskraft bei seinen künftigen Aufgaben“, sagte Dr. Schuster zum Abschluss. Als Nachfolger von Oded Baumann wurde Aleksander Geybuch gewählt. Der Vorstand freut sich auf die Zusammenarbeit mit Herrn Geybuch und wünscht ihm eine erfolgreiche Amtszeit, viel Kraft und Energie.

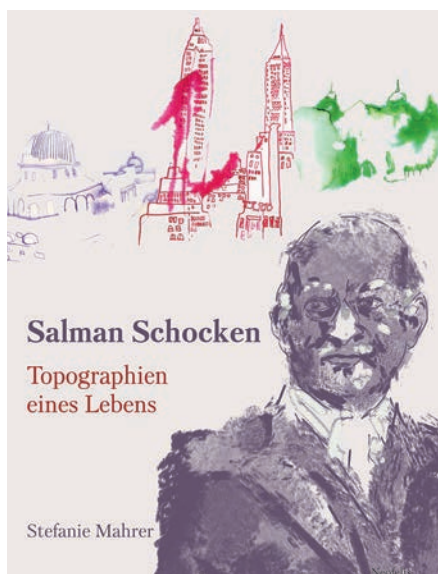
BUCHBESPRECHUNGEN

Salman Schocken

Wie Samuel Fischer, der Gründer des S. Fischer-Verlages, gehört auch Salman Schocken als Persönlichkeit eher zu den großen Unbekannten der deutschen Geistesgeschichte des vergangenen Jahrhunderts. Während es z.B. von Walter Benjamin oder Hannah Arendt einige ikonisch gewordene Fotografien gibt, sind Fotos von Samuel Fischer und Salman Schocken nicht auf Anhieb im kulturellen Gedächtnis aufzufinden. Auch Stefanie Mahrer, die jetzt eine wissenschaftliche Biografie zu Salman Schocken mit dem Untertitel „Topographien eines Lebens“ veröffentlicht hat, zeigt ihn nur ein einziges Mal auf einem Foto.

Wer sich jedoch nur ein wenig mit der Kulturgeschichte der deutschen Juden des 20. Jahrhunderts auskennt, für den ist zweifellos die „Bücherei des Schocken Verlags“, jene den Bänden der „Insel-Bücherei“ im Aussehen gleichende Buchreihe, ein Begriff. Das Label „Schocken Bücherei“, deren erster Band 1933 erschien, steht für kulturelle und religiöse Selbstbesinnung des deutschen Judentums vor dem Hintergrund der zunehmenden politischen Repressionen zur Zeit des Nationalsozialismus.

Salman Schocken, 1877 in Margonin bei Posen geboren, als Kaufmann ausgebildet, Gründer der erfolgreichen Schocken-Warenhauskette, dessen Mutterhaus 1901 in Zwickau erbaut wurde, erfüllte sich mit der „Schocken Bücherei“ einen schon länger gehegten Wunsch, pädagogisch



auf die jüdische Jugend einzuwirken, aber auch insgesamt seinen jüdischen Zeitgenossen die Bildungstradition ihrer Religion zu vermitteln.

Salman Schockens Sohn Gershom schrieb Ende der 60er Jahre seine Erinnerungen an seinen Vater unter dem Titel „Ich werde seinesgleichen nicht mehr sehen“ nieder. Anfang und Schlusspunkt seiner Darstellungen sind charakteristisch für die persönliche Zugangsweise, mit der hier ein Sohn seinen Vater beschreibt, der aus der sachlichen Perspektive eines Akademikers oder einer Akademikerin eher als kalte, distanzierte Persönlichkeit erscheint. Sie beginnen mit einer Szene aus Gershoms

Kindheit, als er bei einem winterlichen Spaziergang die warmen Hände seines Vaters spürte, und enden mit einer Erinnerung an einen Gang über den Friedhof in Jerusalem, bei dem sein Vater mit seinen warmen Händen geradezu zärtlich über die Inschriften der Grabsteine strich.

Nach der bewegenden Lektüre dieser nur 30 Seiten umfassenden Erinnerungen verwundert es doch, dass die biografischen Darstellungen aus dem Bereich der akademischen Geschichtswissenschaft mit Salman Schocken die Figur des Patrons verbinden. Sicher, er war als Großunternehmer im kaufmännischen und verlegerischen Bereich eine sehr erfolgreiche Persönlichkeit. Seine Unternehmungen waren als Familienbetrieb aufgebaut. Schocken war jedoch kein „Teamplayer“, sondern ein Mann, der allein zu entscheiden verstand.

Als Warenhausbesitzer hatte er ein starkes soziales Empfinden, eine fürsorgliche Art gegenüber seinen Angestellten und Mitarbeitern, von denen er als Gegenleistung aber einen Arbeitseinsatz auf hohem Niveau erwartete. Das alles deckt den Begriff des Patrons ab. Sein Sohn stellt in seinen Erinnerungen für das unternehmerische und soziale Ethos, das sein Vater ein Leben lang verwirklichte, einen anderen Bezug her, den Stefanie Mahrer übrigens in ihrem Buch leider vernachlässigt. „Goethe war der ideale Führer meines Vaters in den großen Lebensfragen und auch im alltäglichen praktischen Leben.“

Der entscheidende Orientierungspunkt in Goethes Werk war für Salman Schocken dessen Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, vor allem die Kapitel über die „Pädagogische Provinz“. Die Beschreibung ihrer Topografie bildet die ideale Lebenswelt ab, die sich Schocken als Leitidee für ein pädagogisches Wirken im 20. Jahrhundert vorstellte.

Mit Goethes „Gesellschaftsordnung zur Heranbildung einer gesitteten Menschheit“ (Gershom Schocken) lässt sich zudem Salman Schockens „Lieblingsgedanke Mussar“ verbinden, das auf sittliche Erbauung beruhende Denken des Judentums, dem sich im 19. Jahrhundert die Mussar-Bewegung des Rabbi Israel Salanter widmete.

In beiden pädagogisch-sittlichen Initiativen spielt eine hierarchische Ordnung der Gemeinschaft keine Rolle. Goethe geht sogar in seinen Kapiteln über die Pädagogische Provinz sehr sparsam mit Begriffen um, die auf eine Hierarchisierung hinweisen könnten. Deshalb erscheint es im Grunde abwegig zu sein, auf Salman Scho-

cken, der sich diesen Idealen verpflichtet fühlte, den Begriff „Patron“ anzuwenden, auch wenn dieser sich als eine griffige, leicht eingängige Bezeichnung erweist.

Gershom Schockens Erinnerung zeigt seinen Vater stattdessen in jeder seiner Lebensphasen und bei jedem seiner Projekte und Engagements als einen Individualisten. Salman Schocken leistete „sein Bestes und Eigenstes, wenn er selbständig und allein wirkte“.

Als Leiter eines Warenhauskonzerns sowie eines Buchverlages hatte Schocken seine eigenen Ideen. Im kaufmännischen Bereich wirkten sie sich bis in die penible Materialprüfung seines Warenangebotes aus, z.B. bei Lederwaren. Im verlegerischen Bereich zeigten sie sich in seiner Hingabe an die bibliophile Gestaltung seiner Bücher, aber auch in der genauen Auswahl der von ihm ausgewählten Titel. In seinem Engagement für den Zionismus, für den er sich von Anfang im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts an einsetzte, konnte ihm dieser Individualismus jedoch auch zum Nachteil ausschlagen. Nach seiner Über-

siedlung nach Palästina 1934 erwarb er dort die hebräische Tageszeitung „Haa-retz“. An der Hebräischen Universität Jerusalem stand er viele Jahre in leitender Position. Er sah sich in seinem vielseitigen Engagement letztlich aber nicht in das gemeinsame Aufbauprojekt des Zionismus integriert. Er wurde „nur als ‚reicher Mann‘ wahrgenommen“, wie Stefanie Mahrer schreibt.

1940 reiste er schließlich nach New York, wo er sich niederließ und 1946 den Verlag „Schocken Books“ gründete. Von dieser Zeit an führte er, wie sein Sohn schreibt, „das Leben des modernen wohlhabenden Nomaden“. Auf einer seiner Stationen, im schweizerischen Pontresina, ist er in einem Hotel im August 1959 gestorben. Seine verlegerischen Initiativen in Israel und New York blieben jedoch, von seinen Nachkommen geleitet und gefördert, bis heute erhalten. *Daniel Hoffmann*

Stefanie Mahrer: Salman Schocken. Topographien eines Lebens, 496 S., Neofelis-Verlag, Berlin 2021, www.neofelis-verlag.de.

Briefe an den Sohn

Der Titel, den Ludger J. Heid seiner Edition der Briefe von Johanna und Sally Kaufmann an ihren Sohn Walter gegeben hat, sagt schon alles über Inhalt und Bedeutung, über die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und ihr grausames Ende aus. Der Wunsch eines jeden Juden und einer jeden Jüdin, die durch die Shoa in ihrem Leben bedroht, verfolgt und geknechtet waren, bestand darin, mit ihrer Familie wieder vereint zu werden. Dass die Briefe, die Heid als Nachrichten bezeichnet, von den Eltern nur bis 1943 verschickt wurden, weist bereits im Titel auf die Vergeblichkeit ihres Wunsches hin.

Die Hauptperson dieses Buches, die jedoch brieflich selbst nicht zu Wort kommt, ist der nach dem Kriege vor allem in der DDR, später im gesamten Deutschland erfolgreiche Schriftsteller Walter Kaufmann. Er erhielt, nachdem er am 19. Januar 1939, an seinem 15. Geburtstag, mit einem Kindertransport nach England gelangt war, von den in Duisburg zurückgebliebenen Eltern Briefe zugesandt, die er ein Leben lang aufbewahrte. Es war Walter Kaufmann eine Herzensangelegenheit, diese Briefe auch veröffentlicht zu sehen. Er war deshalb an der Edition der Briefe mit aufklärenden und erklärenden Gesprächen mit dem Herausgeber Ludger Heid beteiligt. Jedoch verstarb er kurz vor dem Erscheinen des Bandes am 15. April 2021 im Alter von 97 Jahren in Berlin.

Dort ist er am 19. Januar 1924 auch geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er aber, adoptiert von Dr. Sally Kaufmann und seiner Frau Johanna, im rhei-



nischen Duisburg. In seiner ausführlichen Einleitung hat Ludger Heid das Duisburger jüdische Milieu sowie den Verwandten- und Freundeskreis, in dem Walter Kaufmann aufgewachsen ist, anschaulich dargestellt. Heids Edition enthält auch zahlreiche private Fotos aus den 20er und 30er Jahren, so dass man sich als Leser bei der Lektüre der Einleitung, der Briefe und der ergiebigen Kommentare zu diesen Briefen mit der Lebenswelt und dem Schicksal der erwähnten Personen allmählich sehr vertraut fühlt.

Während Walter Kaufmann nach der gelungenen Auswanderung nach England 1940 als feindlicher Ausländer nach Aus-

tralien deportiert wird, so dass er in die größtmögliche geografische Entfernung von seinen Eltern gelangt, wird deren Leben, von dem sie dem fernen Sohn ausführlich berichten, immer stärker in die Enge des ihnen von den Nationalsozialisten bestimmten Schicksals getrieben.

Sally und Johanna Kaufmanns Briefe an ihren Sohn Walter sind dennoch nicht in einem klagenden oder verzweifelten Ton verfasst. Das Deutsch, in dem sie geschrieben sind, könnte man als vornehm bezeichnen. Diese Briefe sollten dem Sohn Informationen über das Leben der Eltern und der jüdischen Verwandten und Freunde in Duisburg und Umgebung vermitteln. Sie wollten aber auch regen Anteil am Leben ihres Sohnes in England nehmen, zudem diesem Leben, das sich in einem fremden Land zurechtfinden musste, Ermahnungen, Aufschlüsse und Ratschläge erteilen. Die Emotionen, die sie in ihrem eigenen Leben bedrängten und die sie in ihrer Sorge und Fürsorge für ihren Sohn bestimmten, scheinen in den Briefen nur verhalten durch.

Sie sind weitgehend beherrscht, obwohl das Ehepaar Kaufmann in zunehmend bedrückenden Verhältnissen, zuletzt in einem Duisburger Judenhaus, zu leben hatte. Sally Kaufmann, vor der NS-Zeit als Rechtsanwalt und Notar am Landgericht Duisburg tätig, war bis zu seiner Deportation Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Duisburg. Als solcher war er – wie es Heid formuliert – eine „Geisel der Nazis“, da er die Auflösung und Ausraubung der Jüdischen Gemeinde sowie

die Deportation ihrer Mitglieder im Sinne und Auftrag der Nazis zu leiten hatte. Dennoch behielt er, darin vielen seiner Schicksalsgenossen gleichend, die auf ähnlichen Posten arbeiten mussten, bis zuletzt eine würdevolle Haltung bei.

Sally und Johanna Kaufmanns Briefe vermitteln dem Sohn stets die Zuversicht, dass ihnen selbst auch noch die Auswanderung gelingen könnte. Während der Sohn bis nach Australien verschleppt wird, sitzen seine Eltern trotz aller Bemühungen in der rheinischen Heimat fest. Statt der gelingenden Auswanderung steht schließlich über den Briefen aus den Jahren 1942 und 1943 die drohende Deportation, die dann Realität wird. Die

letzte Nachricht ist ein aus inniger Liebe formulierter, lakonischer Abschiedsgruß der Eltern, die nach ihrer Deportation nach Theresienstadt schließlich in Auschwitz ermordet werden.

Walter Kaufmann kehrte 1956 mit seiner australischen Ehefrau aus Australien nach Deutschland zurück. Er entschied sich für die DDR, um am „Aufbau eines sozialistischen Deutschlands“ teilzuhaben. Ein jüdisches Leben, so wie man es sich aus den reichhaltigen Informationen der edierten Briefe vorzustellen vermag, hat er fortan nicht mehr geführt. Jedoch war er als Schriftsteller mit Reise-, Seefahrer- und Abenteuererzählungen eine außerordentlich erfolgreiche Persönlichkeit des

Kulturlebens der DDR. Viele seiner Bücher enthalten autobiografische Erzählungen, in denen Walter Kaufmann von seinem Leben in Duisburg und den Ereignissen jüdischen Lebens im Dritten Reich berichtet. Insofern sind einige Details seines Lebenslaufes bereits in poetischer Verarbeitung bekannt. Durch die Briefe der Eltern erhalten diese Erzählungen ihr authentisches, ohne schriftstellerische Ambitionen formuliertes Seitenstück. *Daniel Hoffmann*

L. Joseph Heid (Hg.) Johanna Kaufmann/Sally Kaufmann: „Alles Schreiben hat ja das Ziel, daß wir drei wieder zusammenkommen“. Nachrichten an den Sohn Walter Kaufmann 1939–1943, 416 Seiten, Klartext Verlag, Essen 2021, www.klartext-verlag.de.

Wir waren Glückskinder

Er hat sich noch einmal hingesetzt, der Enkel wegen. In seinem neuesten Buch „Wir waren Glückskinder – trotz allem“ hat Michael Wolffsohn die Familiengeschichte seiner deutsch-jüdischen Familie noch einmal aufgeschrieben, dieses Mal für Kinder. 2017 ist die Ausgabe für Erwachsene erschienen unter dem Titel „Deutschjüdische Glückskinder – Eine Weltgeschichte meiner Familie“ (siehe auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, 5.9.2018, S. 48).

In kindgerechter Sprache beginnt er mit der Schilderung des Lebens seiner Mutter, Thea Wolffsohn, geborene Saalheimer, die in Bamberg eine glückliche Kindheit verbracht hat. Die liberale jüdische Familie fühlte sich im katholischen Bayern der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts akzeptiert, was an Anekdoten aus Theas Kindheit deutlich wird. Zum Beispiel durften in der katholischen Grundschule katholische Kinder nicht neben evangelischen sitzen, sehr wohl aber neben jüdischen. „Jüdische Kinder durften das, denn, so dachte ... Theas Schuldirektorin: „Evangelisch ist schlimmer als jüdisch.“

Eine Freundschaft zwischen jüdischen und evangelischen oder katholischen Kindern war aber so gut wie nicht möglich. „Ob bei Kindern oder Erwachsenen – Katholiken, Juden und Evangelische blieben meistens unter sich.“ Das muss auch Opa Justus Saalheimer, der Vater von Thea, erfahren, als er seinem Rechtsanwalt die Freundschaft anträgt. Die kurze Antwort lautet: „Gemeinsame Geschäfte ja, Freundschaft nein.“

So wird dem kindlichen Leser in lockerem Erzählton der Zeitgeist und das Lebensmilieu der Vornazizeit vermittelt, als die etwa 500 Tausend in Deutschland lebenden Juden noch davon ausgehen konnten, in Frieden leben zu können. Dabei geht die Beschreibung der persönlichen Lebensverhältnisse in die Schilderung der allmählichen Entwicklung des



Naziterrors über. Im Alter von zehn Jahren erfährt Thea ab Januar 1933 wie Juden „bespuckt, bedroht, beraubt oder geschlagen“ wurden. Dabei wird die Familie Saalheimer von der streng katholischen Klassenlehrerin Theas eindringlich gewarnt, Deutschland zu verlassen. Es sei für Juden und Christen, die ihren Glauben ernst nähmen, zu gefährlich in Deutschland geworden. Justus Saalheimer ist jedoch auf Grund seiner Liebe zum Vaterland, das ihm nicht mehr zugestanden wird, bis 1938 nicht in der Lage, die Gefahr zu erkennen.

Im August 1938 wechselt Thea zum jüdischen Goldschmidt-Gymnasium in Berlin, weil sie in Bamberg nicht mehr zum Gymnasium gehen darf. Erst nach dem 9. November 1938 und nach demütigenden Erfahrungen im KZ Dachau entschließt sich Vater Saalheimer zur Ausreise und erhält glücklicherweise über seinen Bruder, der schon vorher nach Britisch-Palästina ausgewandert war, die Einreiseerlaubnis dorthin. Dem jugendlichen Leser werden, zum

Beispiel am Begriff „Britisch-Palästina“, en passant die geschichtlichen Zusammenhänge erklärt. Die Probleme der „Jeckes“ in der Umgebung von Arabern, Engländern und Zionisten werden geschildert sowie der Kampf um das Entstehen des Staates Israel. In Tel Aviv treffen Saalheimers aus Bamberg auf Familie Wolffsohn aus Berlin. Die Kinder Thea und Max verlieben sich und werden 1943 in Tel Aviv von Rabbiner Rosenberg, ebenfalls aus Berlin, getraut. 1947 wird der Verfasser, Michael Wolffsohn, geboren.

Die späteren Kapitel des Buches sind dem Kampf der Großeltern und Eltern Wolffsohns um die Restitution ihres Besitzes in Deutschland nach 1945 gewidmet. Dabei bleibt der Verfasser bei seinen Schilderungen stets dem Grundsatz treu, vor allem auf das Verhalten der einzelnen Personen zu schauen und keine Verallgemeinerungen zu treffen. „Auch beim jahrelangen Kampf um sein ehemaliges Eigentum erlebte Opa Karl Anstand und Großzügigkeit – allerdings leider nur in wenigen Fällen.“ So lernt der jugendliche Leser zwischen Vorurteil und Urteil zu unterscheiden.

Im letzten Kapitel wird der Bogen zu heute geschlossen, wenn Wolffsohn erzählt, dass seine Berliner Enkelin auf dem Schulhof gesagt bekommt, Juden würden stinken. Der entsprechende Schüler wird von der Lehrerin vor der Klasse aufgeklärt, dass er einem Vorurteil aufgesessen ist und schämt sich. Die Mitschüler verstehen, was Solidarität ist. Das Buch endet mit den Sätzen: „War das Glück? Bleibt dieses Glück? Das hängt von DIR ab.“ Die jungen Leser werden ernst genommen, immer wieder direkt angesprochen. Das Buch ist für jugendliche Leser ab 10 Jahren bestens geeignet. *Priska Tschan-Wieglmann*

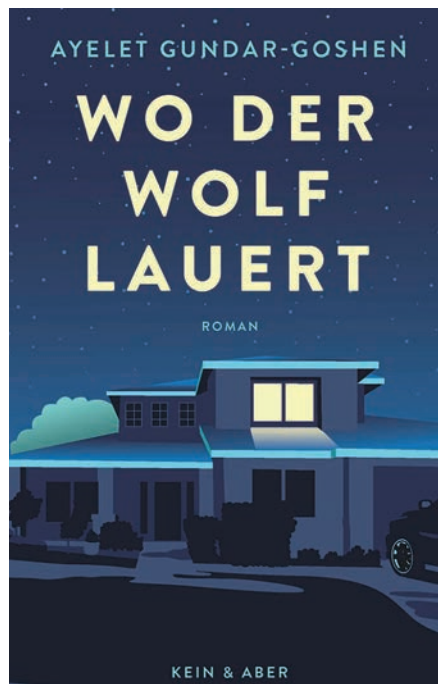
Michael Wolffsohn: Wir waren Glückskinder – trotz allem, 240 S., dtv Verlagsgesellschaft, München 2021, www.dtv.de.

Wo der Wolf lauert

Lilach ist Israelin, lebt aber seit vielen Jahren mit ihrem Mann und ihrem Sohn im kalifornischen Palo Alto im Zentrum des Silicon Valley. „Mein Junge heißt Adam Schuster“, erzählt Lilach, „seine Augen sind blau wie das Meer von Tel Aviv. Es heißt, er habe ihn umgebracht. Aber das stimmt nicht.“ Damit beginnt der vierte Roman der israelischen Schriftstellerin, und um diese Dreiecke einer israelischen Familie in den USA wird er auf 350 Seiten kreisen.

Der tote schwarze Junge, Jamal Jones, war in Adams Klasse auf der High School. Er lebte mit seiner geschiedenen Mutter und den beiden älteren Brüdern in East Palo Alto, dem weniger wohlhabenden Teil der Stadt. Er starb auf einer Party an einer synthetischen Droge. Seine Mutter ist sicher, dass sie ihm ohne sein Wissen verabreicht wurde. Auch die Polizei geht dieser Vermutung nach und kommt zu dem Schluss, dass Adam den Tod von Jamal herbeigeführt haben könnte.

Adam ist ein zarter, eher introvertierter Junge, der nicht zu einer Clique gehört. Am nächsten, so scheint es, ist ihm sein Hund, den er als Welpen von ihm quälenden Jungen gerettet hat. Er beginnt sich aber zu verändern, als er an einem Kurs teilnimmt, in dem Uri, wie sein Vater Michael einst Mitglied einer israelischen Spezialeinheit der Armee und Software-Ingenieur, Jungen auf das Überleben trimmt.



In der Halle, dem Treffpunkt der Gruppe, hängt ein Plakat: „Will dich einer töten, töte ihn zuerst.“ Lilach, die wie ihr Mann den Sohn zur Teilnahme an diesem Kurs gedrängt hatte, ist abgestoßen. Die Jungen aber himmeln Uri an. Dessen Frau ist nach dem Scheitern seines Start-ups mit den Kindern nach Israel zurückgekehrt, er ist allein. Michael leitet seine Papiere an die Firma, bei der er arbeitet, weiter, und Uri wird eingestellt.

Nach und nach werden die Leser immer mehr Einzelheiten aus dieser Familie, aus der jüdischen Gemeinschaft und der kleinen israelischen Gruppe dort erfahren, und die Unruhe, die sich gleich mit den ersten Sätzen eingestellt hatte, steigert sich. Die Angst, fester Bestandteil eines Lebens in Israel zu sein, die die Protagonistin meinte mit dem Umzug hinter sich gelassen zu haben, wird immer stärker. Die Bedrohung von außen auch.

Gekonnt entwickelt Ayelet Gundar-Goshen die Geschichte. Sie unterteilt sie in drei Teile: Für Teil 1 hat die Übersetzerin Ruth Achlama den englischen Titel des Buches „Relocation“ belassen. Teil 2 heißt „Ferien“ (in Israel nach dem Tod von Michaels Adoptivmutter) und Teil 3 ist „Mutterland“ überschrieben. Das Buch ist beeindruckend und bedrückend, zeigt es doch auch, wie individuelle Ängste nicht nur in der je individuellen Erfahrung gründen, sondern auch in kollektiven und strukturellen Formen. Diese Verschränkung betrifft jeden, hat aber vor dem spezifischen Hintergrund dieser Familie eine besondere Färbung.

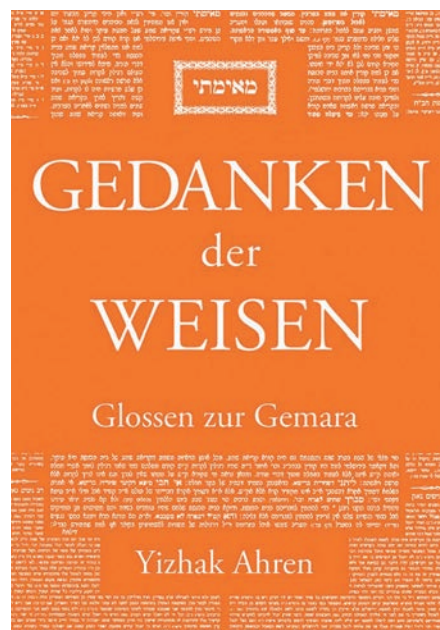
Angela Genger

Ayelet Gundar-Goshen: *Wo der Wolf lauert*, aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, 352 Seiten, Kein & Aber Verlag, Zürich 2021, www.keinundaber.ch.

Gedanken der Weisen

Nach Yizhak Ahrens letzter Buchveröffentlichung „Worte der Weisen“ (2019) ist jetzt, wiederum in der „Kiebitz Edition“, sein neuestes Buch unter dem Titel „Gedanken der Weisen“ erschienen. Manch einer wird jetzt denken, dass sich die Titel doch sehr ähnlich sind. Nach der Lektüre der Glossen wird manch einer zudem denken, dass sich auch vom Inhalt her die Bücher gleichen. Auch das stimmt. In beiden geht es nämlich um nichts anderes als Weisheit. Ist das wenig originell?

Wer von Büchern und ihren Titeln jedoch Originalität erwartet, den Appetit anregende reißerische Schlag- und Reizwörter, ist bei Ahren an der falschen Adresse. Seine Texte sind religiös-ethische Reflexionen, die uns die Gedanken aus einer früheren Epoche des Judentums vermitteln wollen. Dass diese Epoche nicht vergangen ist, beweist Ahren, indem er seine „Glossen zur Gemara“ stets in aktuelle Zusammenhänge unserer Gegenwart hinüberleitet. Insofern sind sie als Brücken gedacht, über die hinweg die Weisen des Talmuds ihre Dispute in unsere Zeit eintragen.



Ein Beispiel dafür ist der Text „Dialog mit Gewaltmenschen“. Als Resümee zweier Geschichten aus dem Talmud, in denen jeweils die Protagonisten auf gewalttätige Menschen treffen und darüber in Zweifel geraten, ob ihr nachgiebiges Ver-

halten nicht der Gewalttätigkeit dieser Menschen in die Hände gespielt hat, schreibt Ahren, es sei „in einer solchen Situation“ erlaubt, das Gebot der Wahrheithaftigkeit zu übertreten, um die Übeltäter nicht zu reizen“.

Die Glosse „Verdienste des Kerkermeisters“ scheint sogar gegen die Forderung, sich in unserer von Antisemitismus geprägten Gegenwart offensiv für jüdische Werte einzusetzen, beschwichtigend eine mögliche Gegenposition vorzubringen. Der Prophet Elijah erkennt auf einem Marktplatz nur einen Menschen, der die zukünftige Welt betreten wird. Es ist ein vollkommen unauffälliger Mann, der wie ein Nichtjude auftritt. Weil er hauptsächlich mit Nichtjuden umgeht, hat er sich dieses Äußere ausgewählt. Dadurch kann er seine Glaubensgenossen rechtzeitig vor antisemitischen Übergriffen warnen. Ahren zieht aus diesem Verhalten den Schluss, „dass man unter gewissen Umständen sein Jüdissein nicht hervorkehren muss“.

Neben zahlreichen Gelehrten früherer Zeiten, die Ahren als Interpreten talmudischer Disputationen zitiert, erwähnt er

auch Autoritäten aus der jüngsten Vergangenheit. In „Bitte um ein Wunder“ ist es Rabbi Yitzhak Isadore Twersky, dessen Torakommentar Ahren in Heft Nr. 141 dieser Zeitschrift (Pessach 2020) vorgestellt hat. Diese Glosse erörtert ein mit der Spaltung des Schilfmeers vergleichbares Wunder. In Chullin 7a wird von einem Rabbi erzählt, der einem Fluss befiehlt, seine Wasser zu teilen. Das Schilfmeerwunder besitzt eine fundamentale Bedeutung für das jüdische Volk, weil es ein wichtiger Teil des Exodus ist. Es wirft jedoch einige problematische Fragen nach der Außerkraftsetzung der Naturgesetze auf.

Um das Anliegen des Rabbis zu rechtfertigen, hat Twersky nach überzeugenden Gründen für die Außerkraftsetzung der Naturgesetze gesucht. Die Rettung eines Lebens, zu der der Rabbi unterwegs ist, ist ein solcher Grund. Wunder sind also immer möglich. Jedoch ist der Mensch, wie Ahren betont, kein Zauberer. Allein Gott wirkt das Wunder, um das

ihn aber ein wahrer Zaddik bitten kann. Das Phänomen der Achtsamkeit steht in der Glosse „Folgen einer unbeabsichtigten Kränkung“ im Vordergrund. Ketuwot 62b erzählt von einem Rabbi, der – an einem anderen Ort als seinem Heimatort die Tora studierend – es versäumt, am Vorabend von Jom Kippur zu seiner Frau zurückzukehren. Daraufhin stürzt das Dach, auf dem er sitzt, zusammen, so dass er zu Tode kommt.

Für die Frage, warum der Rabbi ausgerechnet zu Jom Kippur nach Hause zurückzukehren pflegte, referiert Ahren die Meinung verschiedener Talmudlehrer. Auch die Frage, ob nicht der Tod des Rabbis eine viel zu harte Strafe sei, weil er doch, durch den endgültigen Verlust des Ehemannes, die Ehefrau mitbestrafe, lässt sich an diese Geschichte stellen. Auf eine weitere vieldiskutierte Problematik macht Ahren aufmerksam. Ein Mensch, der einen anderen kränkt, kränkt damit auch sich selbst. Die Vielseitigkeit der negativen ethischen Aspekte, die sich aus

dieser Erzählung herausarbeiten lassen, berechtigt Ahren dazu, als Resümee darauf hinzuweisen, „dass sogar ein beflissener Tora-Gelehrter einen anderen Menschen verletzen kann“.

Deshalb ist ein höchstes Maß an Achtsamkeit von jedem Menschen gefordert. Die überzeitliche Bedeutung dieser Geschichte wird auch dadurch unterstrichen, dass die israelische Gimzu Blues Band sie zum Thema einer Ballade ausgewählt hat. Mit diesem Hinweis auf ein Produkt der populären Kultur schlägt Ahren den großen Bogen von den gelehrten Disputationen der talmudischen Zeit zu den kulturellen Medien unserer Tage. Seine meist nur drei Seiten umfassenden Glossen sind auf diese Weise ethische Schlaglichter auf Themenbereiche, die Vergangenheit und Gegenwart näher zusammenrücken lassen. *Daniel Hoffmann*

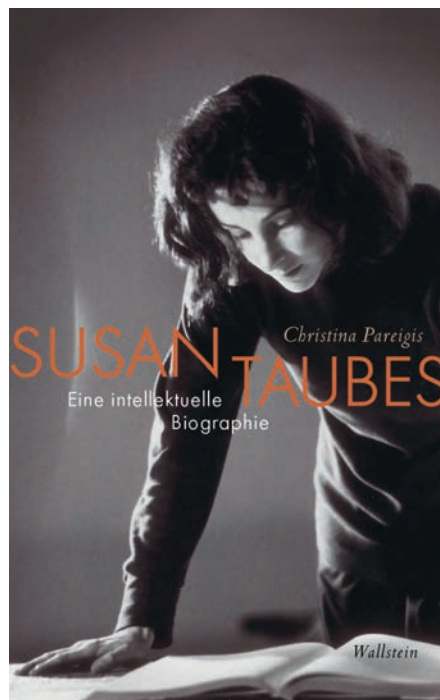
Yizhak Ahren: Gedanken der Weisen. Glossen zur Gemara, 104 Seiten, Kiebitz Edition, Ramat Beit Shemesh (Israel) 2021.

Suizid einer begabten Frau

Wenige Wochen nach dem Erscheinen ihres Romans „Divorcing“ hat die in Budapest geborene amerikanische Philosophin, Schauspielerin und Schriftstellerin Susan Taubes (1928–1969), Tochter des renommierten Psychoanalytikers Sandor Feldman (1889–1973), Selbstmord begangen. In ihrer vorzüglichen Taubes-Biografie zitiert Christina Pareigis folgende Bemerkung aus dem Tagebuch: „In about two weeks I will drown myself.“ Drei Wochen nach dieser Resolution hat Taubes sich das Leben an der Küste von Long Island genommen. An mehreren Stellen ihres Buches geht die Biografin auf die Frage ein, wie es zu dem seit geraumer Zeit erwogenen Suizid kam.

Als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturwissenschaften in Berlin arbeitete Pareigis im dort befindlichen Susan Taubes Archiv. Pareigis hat sich intensiv mit den veröffentlichten und vor allem auch mit den unveröffentlichten Schriften von Susan Taubes beschäftigt, und sie hat den Briefwechsel von Susan Taubes mit ihrem Ehemann Jacob Taubes in zwei Bänden herausgegeben. Ihre nun publizierte „intellektuelle Biografie“ wird kaum mehr zu übertreffen sein. Damit die Leser wissen, wie die hübsche Frau und ihre Angehörigen aussahen, sind mehr als ein Dutzend Photographien aus dem Familien-Album im vorliegenden Buch abgedruckt worden.

Als der Roman „Divorcing“ 1995 unter dem irreführenden Titel „Scheiden tut weh“ auf Deutsch erschien, wurde dieses



Werk von der Kritik durchaus beachtet. Viele Rezensenten haben das Buch jedoch sehr einseitig gelesen – als eine gnadenlose Abrechnung der Autorin mit dem bekannten Universitätslehrer Jacob Taubes (im Roman Ezra Blind genannt), von dem sie sich hatte scheiden lassen. Die Überbetonung eines bestimmten Themas wird dem Gesamtkunstwerk nicht gerecht. Wer die Ausführungen von Pareigis aufmerksam gelesen hat, wird den ambitionierten Roman viel besser verstehen.

Die Lebensgeschichte der jüdischen Intellektuellen Sophie Blind wird im Roman

aus der Perspektive einer Toten erzählt. Pareigis bemerkt: „Protagonistin und Romangeschehen weisen zahlreiche Ähnlichkeiten mit der Autorin und ihrer Biografie auf.“ Taubes hat – das darf man bei der Interpretation von „Divorcing“ nicht vergessen – keine Autobiografie geschrieben, sondern ein literarisches Werk, das ihr eine „freie“ Gestaltung ermöglichte. Als Romanautorin musste Taubes sich nicht an die Chronologie der Ereignisse halten, und sie konnte groteske Szenen erfinden.

Aus der sorgfältig recherchierten Biografie geht hervor, dass Taubes eine begabte und vielseitige Frau war. Weder bei der Behandlung eines heiklen Themas noch bei Begegnungen mit prominenten Zeitgenossen hatte sie Berührungängste. Um nur ein Beispiel zu bringen: Als sie 1952 vorhatte, eine Dissertation über Martin Heideggers Philosophie zu schreiben, fuhr die kühne Studentin nach Freiburg, um den Meister persönlich zu treffen. Als Taubes ohne vorherige Absprache an seine Tür klopfte, erfuhr sie, dass Heidegger gerade auf einer Italienreise sei.

Später änderte sie übrigens ihren Plan und schrieb ihre Doktorarbeit über Simone Weils Theologie eines abwesenden Gottes. Im Roman bemerkt die Protagonistin einmal: „Ich finde eine Frau über fünfundzwanzig, die die Philosophie noch ernst nehmen kann, einfach bejammernswert.“ Offensichtlich liebte Taubes zugespitzte Formulierungen.

In ihrem Roman beschreibt Taubes sowohl zahlreiche Erlebnisse von Sophie

Blind als auch die verzweigte Geschichte ihrer Familie. Schönfärberei wird in den Schilderungen peinlichst vermieden, niemand wird geschont. Die Autorin porträtiert viele einzelne Personen und gleichzeitig den historischen Prozess der Assimilation einer frommen jüdischen Familie in Ungarn: Sophies Großvater väterlicherseits war ein orthodoxer Rabbiner; die meisten seiner Kinder haben sich jedoch für einen andere Weltanschauung entschieden (ihr Vater z.B. für die Psychoanalyse), und sie hörten auf observant zu leben.

Sophies Vater, der von der lebenslustigen Mutter geschieden war, erkannte den

wachsenden Antisemitismus in Ungarn und wanderte noch vor dem Ausbruch des Weltkriegs 1939 mit seiner elfjährigen Tochter nach Amerika aus. Die Übersiedlung in eine „andere Welt“ hat vielfältige Probleme geschaffen, die nicht leicht zu bewältigen waren. Die neue Sprache zu erlernen, war noch relativ einfach. Die Frage der Zugehörigkeit hingegen machte Taubes lebenslang zu schaffen. An die Praxis der jüdischen Religion konnte sie sich während der Ehe mit dem Sohn eines Rabbiners nicht anpassen. Einmal spielte sie sogar ernsthaft mit dem Gedanken, zum Katholizismus überzutreten.

Nach der Trennung von ihrem egozentrischen und untreuen Ehemann hatte Taubes jahrelang gegen ein starkes Gefühl von Hoffnungslosigkeit, Verlorenheit und Einsamkeit anzukämpfen. Ein Liebhaber, einige gute Freundinnen, ihr Vater, die Mutter, die nach dem Krieg aus Ungarn in die USA gekommen war, und auch ihre zwei Kinder konnten es nicht verhindern, dass Susan Taubes sich als extrem vereinsamt erlebte und den Tod im Wasser suchte.

Yizhak Ahren

Christina Pareigis: Susan Taubes. Eine intellektuelle Biographie, 472 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2020, www.wallstein-verlag.de

Von Würzburg nach Jerusalem

Ein Blick auf den schön gestalteten Umschlag von Mordechai (Max) Ansbachers Memoiren genügt, um die religiöse Grundhaltung des Autors zu erkennen. Der Titel dieses hebräischen Buches lautet in deutscher Übersetzung: „Auf deinen Beistand hoffe ich, Ewiger“ (1. Buch Mose 49,18). Und abgebildet ist ein Zizit-Kleidungsstück, dessen traurige Geschichte wir im Buch erfahren: Diese Schaufäden gehörten einst einem kleinen Jungen, der in Auschwitz ermordet wurde.

Der Autor, im Jahre 1927 in einer frommen jüdischen Familie in Würzburg geboren und am Purim 2021 in Jerusalem gestorben, weiß zu berichten, dass sein Großvater, Rabbiner David Ansbacher, den damaligen Lubawitscher Rebbe, R. Schalom Dovbär, betreut hat, als dieser in einem Würzburger Krankenhaus operiert wurde. Ansbachers Schilderung seiner Kindheit gewährt interessante Einblicke in das religiöse Leben der jüdischen Gemeinde in Würzburg vor ihrer Zerstörung durch die Nazis.

Nach der Pogromnacht im November 1938, die der Verfasser ins Detail gehend beschreibt, wurde er sicherheitshalber nach Belgien geschickt. In Brüssel feierte er seine Bar Mitzwa in Abwesenheit der Eltern. Doch dann kehrte er nach Deutschland zurück, wo er die Verschärfung der Judenverfolgung hautnah miterlebt hat. Zusammen mit seiner Mutter wurde der Junge am 23. September 1942 nach Theresienstadt deportiert. In diesem Lager, wo die Häftlinge Hunger leiden mussten, blieb er zwei Jahre lang. Sehr anschaulich schildert Ansbacher die Realität von Theresienstadt, und er erklärt, warum eine Flucht von diesem Ort nicht möglich war. Im Oktober 1944 wurde Ansbacher nach Auschwitz deportiert, von wo er nach wenigen Wochen zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschickt wurde. In einer der Nebenstellen von Dachau (Kaufering 4) hat Ansbacher unter schrecklichen Be-



dingungen schwer geschuftet. Im Gegensatz zu seiner Mutter und seinem älteren Bruder, die beide in Auschwitz ermordet wurden, überlebte Mordechai Ansbacher vielfältige Verfolgungen.

Nach der Befreiung bemühte sich der Autor, nach Erez Israel zu gelangen, und er war dabei erfolgreich. Doch zunächst war ihm im damaligen Palästina kein friedliches Leben vergönnt. Ansbacher schloss sich der „Hagana“ an und war 1948 im Kampf um Jerusalem beteiligt. Auch viele Jahre später, im Krieg von 1967, hat Ansbacher als Soldat gekämpft. Die versäumte Ausbildung hat er eifrig nachgeholt. In einer Jerusalemer Jeschiwa lernte er Tora, und an der Hebräischen Universität studierte er die Fächer jüdische Geschichte und internationale Beziehungen.

Als Yad VaShem aufgebaut wurde, war Ansbacher dabei. Er amtierte als der erste Direktor des Museums dieser Institution. Als Konrad Adenauer, der erste Bundeskanzler der BRD, während seiner Israel-Reise im Mai 1966 Yad VaShem besichtigte, führte ihn der Autor durch die Ausstellung

und gab sich als ein Überlebender der Shoa zu erkennen. Adenauer sah, dass sein Begleiter ein Käppchen trug und fragte ihn: „Wie ist es möglich, Herr Ansbacher, dass Sie nach allem, was Sie durchgemacht haben, religiös geblieben sind?“ Ansbachers Antwort, er stamme aus einer Familie, die der Tora und ihren Geboten stets treu geblieben sei, hat Adenauer offensichtlich sehr beeindruckt.

In Theresienstadt hatte Ansbacher Adolf Eichmann gesehen. Als diesem Verbrecher im Jahre 1961 in Israel der Prozess gemacht wurde, trat Mordechai Ansbacher als einer der Zeugen der Anklage auf. Erwähnenswert ist Ansbachers Bemerkung, vor dem Eichmann-Prozess habe er nicht über die Shoa reden können. Nach seinem Auftritt vor Gericht war gewissermaßen ein Bann gebrochen und Ansbacher hat bei zahlreichen Gelegenheiten über verschiedene Aspekte der Shoa gesprochen.

Ohne je zu prahlen, berichtet Ansbacher über mehrere Projekte, an denen er mitgearbeitet hat. Er war einer der Redakteure der sechzehnbandigen Encyclopaedia Judaica, die 1972 in Jerusalem erschienen ist. Von 1980 bis 1982 hat Ansbacher am Aufbau der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg mitgewirkt. Auch hat er geholfen, das jüdische Museum in Augsburg aufzubauen.

Im vorliegenden Buch, das ein Enkel des Verfassers, Jair Ansbacher, redigiert hat, erzählt Ansbacher auch die Geschichte seiner großen Familie, auf die er stolz sein kann. Aber ganz sicher dürfte dieses faktenge sättigte und leserfreundliche Memoirenwerk nicht nur für die Angehörigen des Verfassers von Interesse sein.

Yizhak Ahren

Mordechai Ansbacher: Lischuatcha kiviti Ha-Schem (hebr.), 241 S., im Selbstverlag erschienen, Israel 5781.

60-летие витражей Марка Шагала в синагоге медицинского центра «Хадасса»

6 февраля 2022 года исполнится 60 лет со дня открытия синагоги на территории медицинского центра «Хадасса» в Иерусалиме. Ее главное украшение — двенадцать витражных окон, расписанных Марком Шагалом, 135-летие которого будет также отмечаться в следующем году.

Летом 1959 года президент «Хадассы» Мириам Фройнд и архитектор медицинского центра Йозеф Нойфельд посетили художника во Франции. «К Вам пришел еврейский народ, — сказала госпожа Фройнд. У Вас есть шанс создать то, что будет жить в веках». Шагалу было предложено сделать витражи для двенадцати арочных окон, прорезанных в верхней части стен синагоги, и он согласился участвовать в проекте, пообещав выполнить работу бесплатно.

Мэтру было уже за 70, но ни возраст, ни необходимость приобретать новые навыки его не остановили. Возможность создавать по-настоящему светящиеся картины оказалась настолько увлекательной, что он быстро освоил технику росписи стекла. По его словам, «витраж — это прозрачная перегородка между моим сердцем и сердцевиной мироздания. Витраж должен быть строгим и страстным... Читающий Библию чувствует на себе ее свет, витражное окно должно подчеркнуть это простотой и изяществом.»

Шагал воспринимал Библию как книгу жизни. «С ранней юности я был очарован Библией. Мне всегда казалось, и кажется сейчас, что эта книга является самым большим источником поэзии всех времен. С давних пор я ищу ее отражение в жизни и искусстве. Библия подобна природе, и эту тайну я пытаюсь передать. ...Быть евреем — значит быть тем, кому доверено судьбой продолжать традицию Библии, которую принял весь мир».

Над созданием витражей для «Хадассы» Марк Шагал и его помощники работали во Франции около двух лет. Традиционные витражи собираются как мозаика, где каждый отдельный кусочек стекла окрашен в свой собственный цвет. Шарль Марк, ассистент Шагала, разработал особую технологию. Новый метод позволил свободно раскрашивать поверхность стекла в любые сочетания цветов на какой угодно малой площади и использовать до трех цветов на единой стеклянной панели. Это, в свою очередь, дало возможность создать иллюзию объемного изображения, несмотря на обычную толщину стекла.

Мастер не раз повторял: «Шарль, давайте сделаем шедевр!»

Стены синагоги выложены иерусалимским камнем. Ее архитектурное решение выполнено в соответствии со словами псалма «Из глубины взываю к тебе, Всевышний!» — бима находится ниже уровня пола. Единственный источник света — солнце. Шагал специально приезжал в Иерусалим и исследовал здание синагоги, чтобы убедиться: каждый витраж будет достаточно освещен поступающим снаружи естественным светом. Солнечные лучи, проникая сквозь стекло, заставляют картины играть ярчайшими красками и сотнями разнообразных оттенков.

Так как еврейская религиозная традиция не позволяет изображать человека, основными элементами витражей стали природа и еврейские символы. Каждый витраж также содержит благословения Якова и Моисея. Витражи расположены четырьмя группами, по три в каждой, в соответствии с порядком построения двенадцати колен Израилевых вокруг Скинии Завета во время странствования по пустыне. Высота каждого витража, состоящего также из двенадцати элементов — 2,5 метра. Основные цвета, используемые в витражах, соответствуют окраске двенадцати камней, украшавших облачение Первосвященника.

«Всё время, пока я работал, у меня было чувство, что мои мать и отец смотрят на меня, а вместе с ними миллионы евреев, которые исчезли недавно и тысячи лет назад», — поделился Шагал по завершении этого выдающегося творения.

6 февраля 1962 года на церемонии открытия синагоги он говорил и о том, что воздух и земля Витебска, его родного города, а также тысячи лет Рассеяния удивительным образом смешались с воздухом и землей Иерусалима, и о той радости, с которой привез «свой скромный подарок еврейскому народу, всегда мечтавшему о библейской любви, о дружбе и мире среди всех людей», надеясь, «что синагога будет радовать своей гармонией, о чем он и молился».

В 1967 году, через пять лет после открытия, во время Шестидневной войны некоторые витражи пострадали при иорданском артиллерийском обстреле. Марк Шагал вылетел в Иерусалим для реставрации и восстановил их. Пули оказались бессильны перед искусством.

